

ARBEITSSTELLE GOTTESDIENST

Zum Inhalt:

Religion spielt im Leben unserer Gesellschaft eine eher marginale Rolle. Um so auffallender ist, dass Kirchen in Unglücksfällen, Naturkatastrophen oder Gewalttaten gesellschaftlich – zunehmend – beansprucht werden. Die Beiträge des Heftes erkunden einzelne Facetten dieses Phänomens.

01/2005



Zeitschrift der Gemeinsamen Arbeitsstelle
für gottesdienstliche Fragen
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Öffentliche Klage und Trauer

Öffentliche Klage und Trauer

01/2005, 19. Jahrgang, ISSN 1619-4047

ARBEITSSTELLE GOTTESDIENST



Zeitschrift der Gemeinsamen Arbeitsstelle
für gottesdienstliche Fragen
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Öffentliche Klage und Trauer

01/2005, 19. Jahrgang, ISSN 1619-4047

ARBEITSSTELLE GOTTESDIENST

Zeitschrift der
Gemeinsamen Arbeitsstelle
für gottesdienstliche Fragen
der EKD (GAGF)

19. Jahrgang 01–2005

ISSN 1619–4047

Herausgeberin: GAGF

Redakteur dieses Heftes:
DR. LUTZ FRIEDRICH

Layout:
CHRISTINE GRIESBACH

Namentlich ausgewiesene
Beiträge werden von den
Autoren verantwortet und
geben nicht unbedingt die
Meinung der Herausgeberin
wieder. Korrespondenz, Ma-
nuskrifte und Rezensionen-
exemplare, deren Publikation
bzw. Besprechung vorbehalten
bleibt, bitte an:

GAGF
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover
Tel.: 0511 27 96-208
E-Mail: gottesdienst@ekd.de

ARBEITSSTELLE
GOTTESDIENST
wird kostenlos abgegeben.
Es wird jedoch um eine Be-
teiligung an den Druckkosten
in Höhe von 7,50 € / Jahr
gebeten:
Ev. Darlehensgenossenschaft
eG, Kiel
BLZ 210 602 37
Konto-Nr. 14001
mit Hinweis auf Haushalts-
stelle 0110.1710/ GAGF

EDITORIAL 3
LUTZ FRIEDRICH

THEMA

Was sprachlos macht zur Sprache bringen 4
Gottesdienst und Predigt angesichts des vielfachen Todes
KARL-FRITZ DAIBER

Gottesdienste in politisch-diakonischer 13
Verantwortung
ROLF SCHIEDER

Kirche als Sinnstifterin 24
Bischofspredigten in Zeiten öffentlicher Trauer
WILHELM GRÄB

Das teuflische Warum 30
INSA MEYER

Inszenierte Bewältigung 42
Fernsehübertragung von Gottesdiensten
bei gesellschaftlichen Krisen und Katastrophen
FRANK-MICHAEL THEUER

Auf dem Weg zu Gott Sprache finden 50
Der ökumenische Gottesdienst im Berliner Dom
zum Gedenken an die Opfer der Flutkatastrophe in Südasien
JÖRG NEIJENHUIS

IMPULSE

„An diesem Tag reichte der Raum nicht“ 62
Erinnerungen an ‚Erfurt‘
KATARINA SCHUBERT

Brücke zur Welt 67
Erste Überlegungen zu Musik in Gottesdiensten
anlässlich gesellschaftlicher Krisen
BERTOLD HÖCKER

In Gott bleiben 71
Eine Andacht nach „Beslan“
THIES GUNDLACH

LITERATUR

Rezensionen 75
Kristian Fechtner: Kirche von Fall zu Fall (*Traugott Roser*)
Hans-Martin Gutmann: Mit den Toten leben (*Martin Lückhoff*)
Jochen Arnold: Theologie des Gottesdienstes (*Thomas Rheindorf*)

Praxistipp 79
Liturgische Konferenz (Hg.): Neues Evangelisches Pastorale

Autorinnen und Autoren 80

EDITORIAL

Religion spielt im Leben unserer Gesellschaft eine eher marginale Rolle. Um so auffällender ist, dass Kirchen in Unglücksfällen, Naturkatastrophen oder Gewalttaten gesellschaftlich – zunehmend – beansprucht werden. Die Beiträge des Heftes erkunden einzelne Facetten dieses Phänomens. Sie haben, bei aller Verschiedenheit, einen gemeinsamen Fokus, der dem Heft auch den Titel hätte geben können: Auf der Suche nach Sprache in Zeiten öffentlicher Sprachlosigkeit.

Unter der Rubrik **Thema** plädiert *Karl-Fritz Daiber* dafür, in solchen Zeiten auf Erklärungen zu verzichten und der Klage Raum zu geben. Dazu wären auch – selbst wenn es riskant ist – die Rache psalmen aufzugreifen. Unter dem Stichwort „Zivilreligiöse Kasualien“ versucht *Rolf Schieder* plausibel zu machen, warum es Sinn macht, in unseren Verhältnissen von Gottesdiensten in politisch-diakonischer Verantwortung zu sprechen. Die Herausforderung für Kirchen bestehe vor allem darin, dass diese „Medienereignisse“ seien. *Wilhelm Gräß* sieht in Bischofspredigten in Zeiten öffentlicher Trauer „medienöffentliche Kasualpredigten“, die Entscheidendes dafür leisten, „dass die Kirche ihre Aufgabe in der und für die Gesellschaft wahrnimmt und erfüllen kann.“ *Insa Meyers* Artikel ist eine Art systematisch-theologischer Zwischenruf zum „teuflichen Warum“: Gottesdienste böten den Raum, ein solches Warum „von einer Anklage-Frage in eine Klage-Frage“ zu transformieren. Aus Sicht des Senderbeauftragten der EKD zeigt *Frank-Michael Theuer* am Beispiel des ZDF-Gottesdienstes vom 02. Januar 2005, wie die Form der Klage geholfen habe, die Tsunami-Katastrophe in Südasiens medial zu „bewältigen“. Den entsprechenden ARD-Gottesdienst vom 09. Januar 2005 aus dem Berliner Dom nimmt *Jörg Neijenhuis* unter die Lupe: Er lasse eine Art gottesdienstlichen Weg erkennen, auf dem Sprache wiedergefunden werde.

Unter **Impulse** hält *Katarina Schubert* ihre Erinnerungen an „Erfurt“ fest, auch die – für ostdeutsche Verhältnisse – überraschende Erfahrung, dass „der Raum“ bei Gottesdiensten und Andachten in Kirchen und Schulen nicht ausreichte. Der Kirchenmusik kommt in Gottesdiensten an Krisenpunkten der Gesellschaft eine zentrale Rolle zu. Sie könne, so *Bertold Höcker*, in besonderer Weise eine „Brücke zur Welt“ sein. Einen Versuch, Sprache zu finden, stellt die Andacht von *Thies Gundlach* am Wochenbeginn nach „Beslan“ dar.

Lutz Friedrichs

Da in der **Zitation der Zeitschrift** Unklarheit besteht, soll an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die Zeitschrift mit ihrem Namen zitiert werden soll als:

Arbeitsstelle Gottesdienst

Beispiel: Schieder, Rolf: Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung, in: *Arbeitsstelle Gottesdienst 19 (1-2005), 13-23*

Was sprachlos macht zur Sprache bringen

Gottesdienst und Predigt angesichts des vielfachen Todes

KARL-FRITZ DAIBER

Erinnerung

Am Spätnachmittag des 13. Februar 1945 überflogen einige Jagdbomber meine Heimatstadt auf der Schwäbischen Alb. Die Bevölkerung hatte kaum Gelegenheit gehabt, die Luftschutzkeller aufzusuchen, als die Bomben schon einschlugen, an verschiedenen Stellen, in einer Eisenbahnbrücke, aber dann auch irgendwo. Zu diesem „irgendwo“ zählte mein großelterliches Haus. Links und rechts von ihm schlugen zwei Bomben ein. Der Luftdruck hob das Fachwerkgebäude in die Höhe. Im wenig geschützten Keller waren siebzehn Menschen. Im Laufe der nächsten Stunden wurden sie lebend geborgen, bis auf zwei, einen Säugling und meine Mutter. Noch andere Menschen waren gleichzeitig ums Leben gekommen. Meine Mutter fand ihren Platz im Familiengrab. Die Bürger der Stadt haben sehr teilgenommen. Das Begräbnis war fast klaglos, wie es eben der Sitte entsprach. Der Pfarrer hatte die Aufgabe zu trösten. Wahrscheinlich hat er es gut gemacht. Inzwischen sind alle Gräber meiner Familie auf dem Ebinger Friedhof eingeebnet. Weil meine Mutter Kriegstote war, blieb ihr Grab bestehen.

Ob es einen Unterschied ausmacht, Sprache zu finden, aus Anlass eines einzigen, zufälligen, willkürlichen Sterbens und angesichts der Trauer um eine ganze Stadt?

Am 13. Februar 1945 hatten alliierte Bombergeschwader Dresden angegriffen und die Stadt zerstört. Zehntausende sind umgekommen, in wenigen Stunden einer einzigen Nacht. Angesichts des Todes zählen die Quanten eigentlich nicht, eine Tote ist genug. Nur, der vielfache Tod bringt die Überlebenden zusammen, zu gemeinsamer Klage oder auch zum gemeinsamen Verstummen, weil das Wort fehlt. Auch Pfarrer würden lieber schweigen, aber wer soll einer gemeinsamen Trauer Ausdruck geben, wenn sie es nicht tun?

Längst ehe die Klagelieder des Alten Testaments gebetet wurden, gab es die Klage um die zerstörte Stadt, die Klage um zerstörte Heiligtümer und die Klage um dahingeraffte Menschen. Die wohl ältesten Klagelieder gehen auf die Sumerer zurück, stammen aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend. Auch sie schon wurden in den Gedächtnisgottesdiensten gesungen, zum Teil bis die Heiligtümer wieder aufgebaut waren.¹ In Dresden ist die Frauenkirche neu gebaut. Die Erinnerung an die zerstörte Stadt und die Toten in ihr wird nicht so leicht zu ihrem Ende kommen.

¹ Emmendorfer, Michael: Der ferne Gott, Tübingen 1998, 17-38.

I. Naturkatastrophen und Terror, Völkermord und Amokschützen, das Unglück

Von Unglück sprechen wir, wenn einer kein Glück hat. Im harmlosesten Fall ist er ein Unglücksrabe. Ganz so einfach ist es allerdings nicht einmal, ein Unglücksrabe zu sein.

Das Wort Unglück hat im Deutschen einen speziellen Sinn bekommen. Es meint den Unfall, auf Wegen und Straßen, auf dem Wasser und in der Luft: Bei einem Busunglück kommen Menschen ums Leben, bei einem Seilbahnunglück, bei einem U-Bahn-Unglück, wie in der neuen Metro der südkoreanischen Stadt Daegu im April 1995, bei einem Flugzeugunglück, wie dem Absturz einer Concorde im August 2000, bei einem Zugunglück wie dem von Eschede im Juni 1998.

Angesichts des vielfältigen Unglückstodes können die Erklärungen, warum dies so gekommen sein könnte, nicht schnell genug erfolgen. Jeder Reporter steht hier unter Zugzwang. Dies entspricht dem gegenwärtig dominanten Weltbild: Geschehen lässt sich erklären. Fakten sind Wirkung von Ursachen. Man muss die Ursachen entdecken, um die Fakten zu verstehen. Niklas Luhmann spricht im Zusammenhang des Umgehens mit dem Unglück von „Einrichtungen der Enttäuschungsabwicklung“. Ich habe ihn schon im Rahmen einer älteren Untersuchung zum Thema der Predigt über das Glück zitiert.² Erklärungen lassen das Unfassliche verstehen, transformieren es in Fassbares, schränken die Kontingenz ein, also das unverstehbar Bedrohliche, das, was uns vor allem sprachlos macht.

Wer nach Ursachen von Unglück fragt, sieht sich nicht selten mit technischen Problemen konfrontiert, oft in diesem Zusammenhang „mit menschlichem Versagen“. Die Maschinerien können noch so perfekt sein, in jedem Fall werden sie von Menschen entwickelt und gesteuert. Und eben diese Menschen scheinen ihren eigenen Konstrukten nicht immer gewachsen zu sein. Die Steuerungsleistung versagt. Und dann werden die Schuldigen identifiziert. In manchen Fällen gibt es sie. Nicht selten haben sie aber auch die Funktion von „Sündenböcken“. Man kann sie vor die Tore jagen. Die gesicherte Ordnung ist dann wiederhergestellt.

Schwierig wird es, wenn die Verursacher von Unglücken nicht zur Verantwortung gezogen werden können. Der Brand in den U-Bahn-Schächten von Daegu geht nach den Pressemeldungen auf einen geistig Gestörten zurück. Oder ist dies nur der Versuch einer Erklärung für eine Tat, die letztlich nicht erklärt werden kann, der Unfassliche in der menschlichen Seele anomisch einordnet, um das Prinzip vernünftiger Erklärung unbeschadet zu lassen?

Wie dürr solche Erklärungen sind, zeigt sich beim vielfältigen Tod, den Amokschützen auslösen. Der Fall des Erfurter Schülers ist noch in grauisiger Erinnerung, die Trauer in vielen Fällen nicht überwunden. Und wer trägt die Schuld? Gerade bei

² Luhmann, Niklas: Soziale Systeme, Frankfurt/Main² 1988, 453f. Dazu Daiber, Karl-Fritz: Von der Unmöglichkeit oder auch Unfähigkeit, über Glück zu predigen, in: NZSTh 32 (1990) 195-206, hier: 202.

einem jungen Täter gibt es keine eindeutige Antwort. Er selber allein wohl nicht. Das Umfeld, wie immer es auch definiert wird, hat sich ausgewirkt: Enttäuschende Lebenserfahrungen, die sich entladen haben. Auch in Erfurt fühlten sich die Berichterstatter zu Erklärungen genötigt. Experten wurden gefragt. Selten waren die Expertenhypothesen so nichtig wie angesichts dieser Tode und dieser Trauer. Nichts gegen Versuche zu verstehen und zu erklären. Aber alles hat seine Zeit.

Es ist geradezu unheimlich, wie lange Völkermörder geduldet werden. Nicht einmal der Holocaust wurde abrupt gestoppt.

Naturkatastrophen führen heute eher selten zu einer kollektiven Betroffenheit auf nationaler oder globaler Ebene. Eine Ausnahme war die Katastrophe in Südostasien am 26. Dezember 2004. Sonst bleiben die zu Tode gekommenen mit ihren Trauernden eher unter sich. Das gilt für die Opfer von Flusskatastrophen, wie sie sich in China regelmäßig ereignen. Das gilt auch für die Opfer der Taifune. Vielleicht lösen sie am ehesten noch kollektive Betroffenheit aus, weil die Veränderungen des Wetters als zunehmende Gewalttätigkeit der Natur infolge einer weltweiten Klimaveränderung interpretiert werden. Erklärungen dieser Art bleiben oft spekulativ, sind jedenfalls ideologiefähig, geeignet zum Protest gegen globale wirtschaftliche Entwicklungen.

Als der Tod meiner Mutter im Februar 1945 durch eine Todesanzeige gemeldet wurde, wurde sie als Opfer eines angloamerikanischen Terrorangriffes bezeichnet. Dies war die Sprachregelung jener Zeit. In Dresden wird es kaum anders gewesen sein. Den Terrorangriffen auf die deutschen Städte sind die deutschen Angriffe auf die englischen Städte vorausgegangen. Und in Guernica wurde dies alles getestet, von den Deutschen. Der Terrorangriff ist eine Erfindung der christlichen Nationen. Nur zu gern haben die Japaner die Erfindung im japanisch-chinesischen Krieg der Dreißiger Jahre genutzt.

Dass es in Deutschland dann eine massive terroristische Gefährdung in den siebziger Jahren gegeben hat, ist schon fast vergessen. Opfer waren ja auch „nur“ einzelne.

Und dann kam der 11. September 2001 mit dem tausendfachen Tod in den in sich zusammenstürzenden Türmen des World Trade Centers in New York. Jetzt waren die Terroristen ganz andere, nicht einmal „normale“ Muslime, sondern islamistische Fundamentalisten, von denen man sich distanzieren konnte. Es waren nicht nur die Toten, die den Aufschrei auslösten. Es sind nicht nur die Toten, die Jahr für Jahr am Gedenktag die Wunden der Trauernden neu aufreißen. Es ist und war der Zusammensturz der Symbole westlicher Kultur und Ökonomie. Nicht zuletzt darum entstand eine kollektive Klage, eine kollektive Trauer und weltweite Betroffenheit derer, die sich zum Westen zugehörig fühlen.

Seit dem 11. September 2001 lässt uns der Terror nicht los. Er ist zu einer Methode der Kriegführung geworden. Der Terror macht die schwächeren Kleinen und die starken Überlegenen ebenbürtig, auf gleiche Augenhöhe gelangen sie.

Anfang September 2004 traf es Beslan - ein bislang unbekannter Ort im nördlichen Kaukasus. Vierzehn Tage später sprach man offiziell von 330 Toten. Es ist die zyni-

sche Brutalität, die Menschen die Sprache raubt. Was für eine Fest, in die Schule zu kommen! Es wird in Beslan kaum anders sein als in Deutschland. Und ausgerechnet an diesem Tag der Überfall, ohne Erbarmen berechnet. Unsagbar ist der Schmerz, der diese kleine Stadt getroffen hat. Was bleibt ist die weinende Klage an den Gräbern. Unsagbar ist die Erfahrung der Brutalität des menschlichen Herzens, die sich nicht einmal zu verstecken sucht: Brutalität als letztes Mittel des politischen Kampfes.

II. Sprache suchen: Das Wort zum Sonntag vom 4. September 2004

Dass in Deutschland, wie im übrigen in fast allen westeuropäischen Gesellschaften, Religion im Leben der Menschen eine höchst nachgeordnete Rolle spielt, braucht kaum erinnert zu werden. Um so auffälliger ist es, wenn angesichts des Unsagbaren auf die Sprache der christlichen Kirchen zurückgegriffen wird. Sie ist oft nicht selbst formuliert, sie nimmt die Sprache der Rituale auf. Und die christliche Sprache gründet sich auf der Sprache der Juden und des Volkes Israel. Niemand hat die Sprache der Klage so gelernt wie das jüdische Volk.

Als um die Opfer in Daegu geklagt wurde, geschah dies in der religiösen Tradition der Katholiken und Protestanten, der Buddhisten und Konfuzianer, auch der Muslime. Zumindest im Gedächtnisgottesdienst, ein Jahr nach dem großen Unglück, haben die koreanischen Religionen eine gemeinsame Feier gestaltet, vom Staat unterstützt - in der koreanischen Situation, wo die Religionen sich zwar nicht bekriegen, auch nie bekriegt haben, aber letztlich auf Distanz zu einander gehen, im Grunde völlig überraschend. Angesichts des vielfältigen Todes haben sie ihre Sprachen vereint, zumindest miteinander nebeneinander gestellt. Vielleicht brauchten sie einander.³ In Deutschland sind es wenigstens die Katholiken und die Protestanten, die sich zum gemeinsamen Gebet zusammentun, wenn die öffentliche Klage geboten ist.

Am 4. September, wenige Tage nach Beslan, sprach Mechthild Werner „Das Wort zum Sonntag“. Die Sprecherinnen und Sprecher dürfen bewegende aktuelle Ereignisse nicht übergehen. Wer hätte Beslan schon übersehen können? Ich habe Mechthild Werner um ihre Aufgabe nicht beneidet. Dass ich sie am Samstagabend, den 4. September, gehört habe, war nurmehr ein Zufall. Wie die Sprecherin Sprache fand, hat mich ergriffen, und dankbar war ich dafür, dass sie mit einem Gebet endete und damit die Regelform durchbrach.

Um dieses Essays willen habe ich „Das Wort zum Sonntag“ im Internet abgerufen. Ich wollte es nochmals nachlesen, auch theoretisch bedenken. Mechthild Werners Sendung ist im folgenden abgedruckt.

³ Diese Informationen gehen auf Professor Dr. Hwang Kumbong zurück, die als presbyterianische Pastorin beteiligt war.

Das Herz blutet...

Kinder rennen aus der Schule in Beslan. Halbnackt, halbverdurstet, blutig. Mütter rufen verzweifelt. Wer sein Kind findet, reißt es sich ans Herz wie dieser Vater und flieht. Weinen, Schreien, Schüsse. Grausam. Doch gestern waren das die ersten guten Bilder. Endlich bewegt sich was. Davor die Tage und Nächte. Endlos.

Ausharren, versteinert vor Angst. Wird gestürmt? Werden sie alle sterben? Wie war das im Theater in Moskau? Es wird blutig enden. Das war zu ahnen. Doch wie blutig... 300 oder 500 Tote, 700 Verletzte, darunter so viele Kinder. Die Angehörigen fürchteten die harte Hand Putins genauso wie die Härte der Terroristen.

„Was sind das für Menschen, so herzlos...“ schluchzt eine Mutter. Ja, herzlos. Der erste Schultag. Tausende können ihn nie mehr vergessen. Lehrer, Eltern, Kinder, Babys werden Geißeln. Was haben die Kinder alles erlebt, wie viel Angst? Einige waren Zielscheiben in den Fenstern. Menschen wurden zerfetzt. Und überall Bomben, auch am Bauch der bewaffneten Männer und Frauen.

„Was sind das für Menschen, so herzlos. Sie haben doch auch Kinder,“ weint die russische Mutter. Ja, manche hatten Kind, Frau, Mann oder Bruder. Doch viele wurden gefoltert, gemordet. Dreizehn Jahre Krieg zwischen Russen und Tschetschenen. Kinder, die nur hassen können. Schwarze Witwen, die nichts mehr zu verlieren haben. Sie werden angeworben und aufgehetzt. Ihr Herz gefühllos, verhärtet.

„Was sind das für Menschen...“ Verständnislos schüttelt die Mutter den Kopf. Doch wer so fragt, versucht ja zu verstehen. Versucht selbst im Feind den Menschen zu sehen, sein Herz zu rühren. „Ich will das Herz aus Stein von euch nehmen und euch ein Herz aus Fleisch geben.“ So verspricht es Gott und darauf hoffe ich.

Es ist die einzige Hoffnung. Das Herz, den Hass aufweichen, mitfühlen können. Viele Tschetschenen gingen gegen den Terror auf die Straße, leiden mit den russischen Kindern. Und immer mehr Russen wollen endlich eine Lösung, keine hartherzige Politik mehr. Und auf beiden Seiten beten Menschen. Vielleicht beten Sie mit mir:

Gott, unser Herz ist wie versteinert - und doch...

*Wir danken für alle, die gerettet wurden,
heile ihre Wunden an Körper und Seele,
schicke Menschen die helfen,
die Kinder und Eltern festhalten.*

*Wir bitten für alle, die getötet wurden,
Kinder, Frauen, Männer:
schließe Du sie fest in die Arme
und alle, die um sie weinen, sollen umarmt werden,
getröstet.*

*Wir bitten für alle, die terrorisieren,
töten und töten lassen,
erweiche sie, lass sie ihre Schuld, ihr Herz fühlen,
schicke Friedensengel zwischen die harten Fronten.
Gott, schenke uns allen ein Herz aus Fleisch und Blut.⁴*

⁴ <http://www.daserste.de/wort/sendung.asp> (06.09.2004).

Die Überschrift, die nur in der schriftlichen Fassung erscheint, nimmt das Motiv vom fleischernen Herzen aus Hesekeil 36, 26 auf, auf das die folgenden Aussagen zulaufen. Es ist der Gedanke der Hoffnung auf das göttliche Friedensreich, in dem der Terror endgültig überwunden ist, die harten Herzen sich in mitfühlende Herzen verwandelt haben. Die Verfasserin setzt die eschatologische Hoffnung gegenwärtiger Terrorwirklichkeit entgegen. Damit schlägt sie zugleich eine Brücke zwischen denen, die sich als Feinde begegnen. Doch ist dies auch eine Brücke zwischen Tätern und Opfern?

Von den Einzelaspekten dieses „Wortes zum Sonntag“ ist bei mir wenig im Gedächtnis geblieben. Vermutlich auch deshalb, weil ich ein unaufmerksamer Hörer bin. Was mir allerdings geblieben ist, war der Wechsel der Kommunikationspartner. Im ersten Teil war Kommunikationspartner der Zuhörer, also auch ich. Im zweiten Teil hat die Verfasserin entschlossen einen Anderen angedredet. Sie hat zu Gott gebetet. Ich bin mir nicht sicher, ob weniger christlich sozialisierte Hörerinnen und Hörer ähnlich empfunden haben wie ich. Fast vermute ich es. Es war das in dieser Stunde Gebotene: Alle Formen von Reflexion und Aktion aufzugeben und sich dahin zu wenden, wo noch Hilfe sein könnte, wo vielleicht doch allein Hilfe ist. Vielleicht doch. Ich vermute, dass gelegentlich ungläubige Menschen von Gott ergriffen werden, weil sie augenblicklich in ihm das „unbedingt Angehende“ erkennen. Eben deshalb halte ich Mechthild Werners „Wort zum Sonntag“ für ein richtiges Wort im richtigen Augenblick.

Trotzdem habe ich eine mir wichtige Anfrage. Frau Werner ist darum bemüht, die Menschen, die den Anschlag verübt haben, aus dem Horizont des Verstehens nicht zu entlassen. Darum apostrophiert sie als bedrohlich auch die „Hand Putins“. Darum verweist sie auf: „dreizehn Jahre Krieg zwischen Russen und Tschetschenen“. Auf „Kinder, die nur hassen können“ und auf „schwarze Witwen, die nichts zu verlieren haben“. So kann sie denn auch jene, „die terrorisieren, töten und töten lassen“, in ihr Gebet einschließen.

Auch dies habe ich nicht gehört, als ich am Fernsehapparat zugehört habe. Vielleicht weil es christlich zu selbstverständlich ist, den Erwartungen an die christliche Predigerin entspricht. Beim Lesen des „Wortes zum Sonntag“ war es ganz anders. Der Eindruck einer unendlichen Ferne von der wirklichen Trauer der Menschen drängte sich auf: Kann eine nicht deshalb nur so reden, weil sie weit vom Geschehen entfernt ist, weit, weit weg von den Gräbern der Kinder, weit weg vom Leben der Überlebenden und Geretteten. Einer, der es wissen könnte, meinte, es gäbe unter den Geretteten solche, die niemals, niemals mit dem Trauma jener Erfahrung fertig werden können. Von daher rührt meine Frage, ob nicht zu viel an Verständnis für diejenigen, die in ihrem Interesse, auch in ihrer Verböhrtheit die Schule stürmten, mitschwingt, die Urteilsbildung bestimmt und sogar das Gebet des Herzens bewegt? Ich kann die Christin Mechthild Werner gut verstehen und frage nicht zuletzt deshalb, ob dies die Sprache ist, die angesichts des Unsagbaren wirklich zu sprechen notwendig ist.

III. In der Schule der Psalmen dem Terror begegnen

Wenn nicht alles trägt, ist in den letzten Jahren die Bedeutung der Feind- und Rache-psalmen neu entdeckt worden. In einer Predigt zum Thema „Gebet“ sagt Anneliese Hecht im Rahmen des Abschnittes „Beten – sein ganzes Leben vor Gott zur Sprache bringen“: „Es ist recht, ihm alle Wut zu sagen, alles Nichtverstehen, auch den Hass, wie es die Beter der Rache-psalmen vormachen. Sie leben diesen Hass nicht aus, sie schleudern ihn betend Gott entgegen, der ihn verwandeln kann.“⁵

Anneliese Hecht argumentiert hier von ihrem Gebetsverständnis her: Beten ist mit Gott über sein Leben reden. In der Verallgemeinerung klingt dies ungefährlich. In der Konkretion provokativ: Darf einer Gott seinen Hass entgegenschleudern? Darf er Gott zum Racheengel machen, wie es Carola Moosbach andeutet.⁶ Doch können Menschen überhaupt Gott „zu etwas machen“? Die Formulierung stammt von mir. Carola Moosbach hat es so gesagt: „Du sollst meine Racheengel sein Gott“. Es ist fordernd gesprochen. Und doch ist es Gebet. Dies ist ja gerade das Eigentümliche der Rache-psalmen, dass sie Rache transformieren, sie nicht selbst vollziehen oder nicht vollziehen können. Würden die Beter selbst aktiv, wenn sie es nur könnten? Eindeutig verneint kann diese Frage nicht werden. Darum bleibt die Sprache der Rache-psalmen auch eine gefährliche Sprache.

In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf das hebräische Wort „neqama“ wichtig. Es wird mit Rache ins Deutsche übersetzt, gehört aber im hebräischen Sprachzusammenhang mehr in das Umfeld „Recht“ und „Aufrichtung von Recht“. Es geht um das Recht der Rechtlosen. Und die Anrufung Gottes ist die Bitte um die Aufrichtung des Rechtes der Rechtlosen. Man muss hinzufügen, Rache-psalmen sind aus bitteren Erfahrungen der Rechtsverletzung geboren. Das markiert aber auch ihre Grenze: Solches Reden des Herzens mit Gott ist nur in Augenblicken bitterer Trauer möglich, auch nur einen Augenblick lang, auch wohl eher in der individuellen Klage am Platz als in der öffentlichen Rede. Dort dann, wenn die Bitte um Rache in der nachdenklichen Reflexion wieder eingefangen wird. Oder aber, wenn die Erfahrung der Bitternis in die Klage mündet, die die Verwirklichung des Rechtes Gottes Sache sein lässt. Im Zusammenhang der Erwägungen hier geht es um die Situationen der Erfahrung vielfachen Todes, der ein Kollektiv trifft, ja geradezu durch diese Erfahrung auch das Kollektiv der Leidenden und Trauernden hervorbringen kann. Es sind speziell die Volksklagelieder aus dem Buch der Psalmen, die analoge Situationen zugrunde legen. Zentral ist die Trauer um Jerusalem, die Zerstörung der Stadt, das vorläufige Ende im Jahre 587 v. Chr.. Eindrücklich und konkret wird das Handeln der Feinde geschildert.⁷ Dieses ist deshalb so bedrängend, weil es für Israel zur Erfahrung des

⁵ Predigtpreis 2004, Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG: Anneliese Hecht, Predigt zum Thema „Gebet“ in St. Eberhard, Stuttgart - 17. So. im Jahreskreis 2004, 1:

<http://www.predigtpreis.de/predigtpreis2004/predigten2004/hecht.html> (09.09.2004).

⁶ <http://www.sonntagsblatt-bayern.de/druck/html/1029485671-92748.htm> (Ausgabe 33 vom 18.08.2002).

⁷ Etwa Psalm 74, dazu Emmendorfer (siehe A 1), 77-102.

„fernen Gottes“ führt. Die Klage wird zur Bitte um die neue Erfahrung Gottes als des Gottes Israels. Der in seinem Handeln verborgene Gott ist nicht einer, in dem und durch den das Böse erscheint, er ist der ferne. Die Beter beharren darauf, dass er immer noch auf seinen Bund ansprechbar ist. Darum beten sie zu ihm.

Von dieser Hoffnung her strukturieren sich die Klagepsalmen als Anruf, Klage und Bitte. Selbst dort, wo Gott wie ein Feind begegnet, bleibt im Gebet die Hoffnung auf Wendung der tragende Grundton. Von daher formuliert Oswald Beyer in systematisch-theologischer Zusammenschau: „Ganz ohne erinnertes Vertrauen oder letztlich erwartete Erhörung ist keine Klage.“⁸

Klage entsteht, wo das Leben feindlich begegnet. Feinde können konkret benennbar sein. Feinde werden dann als solche identifiziert und in bestimmter Weise gekennzeichnet. Heute sind sie Terroristen. Zugleich gibt es Lebenssituationen, die als elementar feindlich erlebt werden, ohne dass ein konkreter Feind benennbar ist. Der Brandstifter von Daegu oder der Amokläufer von Erfurt lassen sich zu schwer mit dem Begriff „Feind“ fassen, dazu sind sie viel zu sehr ihre eigenen Feinde. Hier wird der Umgang mit dem vielfachen Sterben so kompliziert, weil das Unheil von Menschen ausgelöst wird, die wir auch bemitleiden wollen und müssen, bis hin zu den terroristischen Tschetscheninnen von Beslan. Das Dunkel über dem Leben, das, was den vielfachen Tod auslöst, lässt sich nicht in einem klaren Dualismus von Gut und Böse fassen.

Und wenn einzelne Menschen oder Menschengruppen oder Staaten überhaupt nicht mehr für den vielfachen Tod verantwortlich gemacht werden können, wenn nur banales „technisches Versagen“, verschuldetes oder kaum zurechenbares „menschliches Versagen“ übrigbleibt, wenn nur die Naturkatastrophe als nicht erklärbares Erklärung zurückbleibt, verschwindet dann nicht auch die Erfahrung des fremden Gottes? Bleibt dann sein Platz nicht einfach leer, leer, auch wenn wir uns nicht zur Aussage „Gott ist tot“ bewegen lassen? Bleibt dann allenfalls die Klage an sich, das Aussprechen des Jammers und Elends als therapeutischer Prozess? Es ist wenig. Aber es gibt Situationen, wo wenig besser als gar nichts ist: Die Möglichkeit der Klage als Gabe des fernen Gottes.

IV. Erklären und Klagen: Situationen offen halten

Gottesdienstliches Reden angesichts des vielfachen Todes sollte als Klage geschehen, als Gebetsklage, also wider den Zeitgeist an Gott festhalten, als dem, mit dem Menschen reden können. Dass Christen und Menschen anderen religiösen Glaubens dies und nichts anderes tun, erwarten auch die Gottlosen. Und nicht einmal, um sie der Lächerlichkeit preiszugeben, sondern deshalb, weil es keine andere Sprache gibt.

⁸ Bayer, Oswald: Art. Klage III, RGG⁴, Band 4, Tübingen 2001, 1391-1392.

Gottesdienstliches Reden angesichts des vielfältigen Todes, auch und erst recht im unmittelbaren Angesicht dieses Todes, sollte auf rationales Erklären verzichten, im übrigen auch auf religiöses Erklären. Mit Recht haben religiös gedeutete Schuld-Ergehens-Zusammenhänge ihre Kraft verloren – allerdings vielfach, um dem Bemühen, rationale Erklärungen zu finden, Platz zu machen. Hier komme ich nochmals auf eingangs Gesagtes zurück, auch auf Luhmanns Verstehensversuche:

Unsagbares Geschehen wird in erklärbare oder verstehbare Zusammenhänge eingeordnet. Dadurch wird die Kontingenz des Unglücks ertragbar gemacht. Es geht dabei nicht nur um Verstehen. Es geht darum, Ansatzpunkte des Handelns zu finden, der Aktion, der technischen, pädagogischen, psychologischen, sozialen und nicht zuletzt der politischen Aktion. Damit sind Interessen verbunden: Beslan dient Putin zur Stärkung der Zentralmacht. Für ihn liegt die Ursache, dass Terroristen zum Zuge kommen können, in der Schwäche der örtlichen Verwaltungen.

Hinzu kommt in der Regel eine umfassendere Problematik, die das Nichtaushalten von Kontingenzen geradezu nach sich zieht: Kontingenz widerspricht zutiefst dem modernen Weltverständnis. Auch die Situation, nur hinnehmen zu müssen, nicht handeln zu können, widerspricht diesem Weltverhältnis.

Gleichwohl wird die Unmöglichkeit, angesichts des Unsagbaren sich handelnd zu verhalten, durchaus wahrgenommen. Daraus entsteht die Suche nach einer anderen Sprache, nach einer Sprache, die sich auch dem unsagbaren Leiden noch stellen kann.

Vor diesem Hintergrund halte ich es für eine Aufgabe von Gottesdienst und Predigt angesichts vielfachen Todes, auf alle Erklärungsversuche zu verzichten und der Klage Raum zu geben. Die wortlose Klage des erschütterten Weinens ist in den protestantisch geprägten Kulturen fast unmöglich geworden, darum ist die Klage durch das Wort etwas, was Menschen in solchen Situationen brauchen. Was der Wortklage gleichkommt, ist die Klage durch das Symbol. Allein schon die Rituale des Gottesdienstes sind solcher symbolischer Ausdruck, nicht zuletzt deshalb, weil sie im Geschehenszusammenhang der Passion des Christus ihren Ort haben.

Klagen heißt, der Ferne Gottes nicht entfliehen, ihr dadurch standzuhalten versuchen, dass die Klage des Gebets die Bitte um die Erfahrung neuer göttlicher Nähe schon umschließt. Das Dunkel bleibt dunkel. Die Wunde bleibt offen, aber sie kann auch zu heilen beginnen, von innen heraus.

Ist dies das einzige Tun der Kirche? Zunächst ja. Erklärungen und Aktionen sind anderer Leute Sache. Sie sollen nach ihren Möglichkeiten handeln. Früher oder später wird aus der Verantwortung des Glaubens heraus auch dies notwendig sein, dass nach Ursachen und Folgen von Unglücken gefragt werden, so dass Präventionen als Möglichkeiten sich abzeichnen. Früher oder später, wenn die Klage abzuklingen beginnt.

Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung

ROLF SCHIEDER

Die Bilder vom weinenden spanischen Königspaar bei der Trauerfeier in der Madri-der Kathedrale für die Opfer des Terroranschlags vom 11. März 2004 gingen um die Welt und wohl nur wenige waren von den übertragenen Szenen nicht gerührt. Am Tag darauf monierte aber die spanische Zeitung *El Pais*, dass die Trauerfeier in einer katholischen Kathedrale stattgefunden und von einem katholischen Erzbischof zelebriert worden sei. Damit habe die politische Führung des Landes eine Exklusion aller jener Opfer vorgenommen, die nicht katholischen Glaubens seien.

Angesichts von über 90 % katholischen Spaniern mag das wie ein übertriebener Minderheitenschutz anmuten, der Zeitungskommentar macht aber deutlich, dass selbst in Ländern mit einer geradezu hegemonialen Geltung einer Religionskultur das Problem eines offensichtlich zivilreligiösen Rituals unter dem Dach einer Konfession den Inklusionsbedürfnissen einer pluralistischen Gesellschaft immer weniger entspricht. England übrigens hat es da mit seinem Staatskirchensystem leichter: Bei der Trauerfeier für Lady Diana wurde ganz selbstverständlich eine Trauerfeier nach anglikanischem Ritus zelebriert.

I. Der Berliner Dom – das zivilreligiöse Heiligtum der Berliner Republik

Die angebliche Trennung von Kirchen und Staat entpuppt sich auch in Deutschland immer dann als bloßes Lippenbekenntnis, wenn die Gesellschaft von Krisen erschüttert wird, die nach einem kollektiven rituellen Ausdruck verlangen. Die Religionssoziologie weist schon lange darauf hin, dass ein Gemeinwesen in Zeiten der Bedrohung ein gesteigertes Bedürfnis nach ritueller Darstellung seiner Integrität und seines ideellen Kerns hat. Sie hat dieses Gefüge aus geteilten Überzeugungen, Symbolen und Ritualen, mit deren Hilfe ein Gemeinwesen auf die letzten Fragen nach seinem Grund und seinem Ziel zu antworten versucht, Zivilreligion genannt. Insofern sind solche Gottesdienste trotz der Beteiligung der Konfessionen keine kirchlichen Feiern, sondern zivilreligiöse Gottesdienste. Weil sich viele europäische Demokratien unter dem liberalen Grundsatz der Unterscheidung von Politik und Religion den Aufbau

eigener zivilreligiöser Rituale versagt haben, ist das Gemeinwesen in Zeiten der Krise auf den Beistand der Religionsgemeinschaften angewiesen.

Die in Deutschland üblich gewordene Bezeichnung ‚ökumenische Gottesdienste‘ ist also irreführend. Denn es geht nicht darum, dass die christlichen Kirchen durch diese Gottesdienste ihren Einigungswillen demonstrieren, vielmehr geht es darum, dem Gemeinwesen einen wesentlichen Dienst zu leisten. Deshalb schlage ich vor, dass man immer dann, wenn staatliche, kommunale oder gesellschaftliche Gruppen die Religionsgemeinschaften um einen gemeinsam vorbereiteten und gemeinsam gestalteten Gottesdienst bitten, von *Gottesdiensten in politisch-diakonischer Verantwortung* zu sprechen. Anlass zu solchen Gottesdiensten sind nicht nur internationale und nationale Katastrophen, sondern auch Gedenk- und Feiertage, und regionale oder lokale Ereignisse – zivilreligiöse Kasualien sozusagen.

Jüngstes Beispiel eines solchen Gottesdienstes in politisch-diakonischer Verantwortung war der Gottesdienst zum Gedenken an die Flutopfer in Südasien im Berliner Dom am 9. Januar 2005 (siehe dazu den Beitrag von Jörg Neijenhuis in diesem Heft). Wie wenig die Bezeichnung „ökumenischer Gottesdienst“ das Ereignis treffend beschreibt, lässt sich schon daran erkennen, dass der Dom von der Polizei weiträumig abgesperrt war, die Mehrzahl der Gottesdienstbesucher eine persönliche Einladung vorzuweisen hatte und alle eine langwierige Sicherheitskontrolle über sich ergehen lassen mussten. Die gesamte politische Elite Berlins war gekommen, begleitet von einem großen Botschafteraufgebot. Nicht der Domprediger oder der katholische Berliner Ortsbischof waren die hervorgehobenen Protagonisten, sondern Kardinal Lehmann und Bischof Huber quasi als „Bundes Bischöfe“. Es gehört zu den Ironien der Geschichte, dass der Berliner Dom, erbaut als Zeichen eines hypertrophen preußischen Protestantismus, sich zum zivilreligiösen Heiligtum der Berliner Republik entwickelt hat, in dem Katholiken und Protestanten gemeinsam die Politik ins Gebet nehmen. Über das kaiserliche Treppenhaus betritt nun nicht mehr der Hofstaat, sondern die politische Klasse der Republik den Dom. Ein Ort der rituellen Begegnung von Politik und Religion ist der Dom jedenfalls geblieben.

II. Drei Modelle zivilreligiöser Liturgien

Das Bedürfnis nach einer liturgischen Begleitung des Politischen ist ein weltweites Phänomen. Im christlichen Kulturkreis lassen sich drei Zuordnungsmodelle unterscheiden: Das zivilreligiöse Unterordnungsmodell, das staatskirchliche Überordnungsmodell und das Stellvertretungsmodell. Diese Angewiesenheit des Gemeinwesens auf Religion gilt unbeschadet der Tatsache, dass zum Schutz religiöser Pluralität die institutionelle Trennung von Kirche und Staat in fast allen westlichen Ländern vollzogen ist.

Das *zivilreligiöse Unterordnungsmodell* wird in den Vereinigten Staaten von Amerika praktiziert. Dort ist der religiöse Pluralismus am weitesten fortgeschritten, zugleich aber wird die Zivilreligion der Nation erfolgreich tradiert und inszeniert. Das Bekenntnis ‚In God we trust‘ ist in jeden Dollar eingraviert, ein Flaggenritus samt ‚Pledge of Allegiance‘ wird an jeder Schule praktiziert und das Bewusstsein, ‚God’s New Israel‘ zu sein, ist seit den Zeiten der Pilgerväter bis heute lebendig geblieben. Dieser zivilreligiöse Baldachin über allen Denominationen wurde besonders bei der Trauerfeier deutlich, die einige Tage nach den Anschlägen vom 11. September 2001 im Yankee-Stadium in New York abgehalten wurde. Alle größeren in New York vertretenen Religionen beteiligten sich am Gottesdienst: Juden, Protestanten, Katholiken, Muslime und Sikhs, doch der Leiter der Veranstaltung war der Bürgermeister der Stadt. Alle religiösen Führer stimmten darin überein, dass ihr jeweiliger Gott der Bitte ‚God bless America!‘ zugänglich ist und brachten dies auch öffentlich zum Ausdruck. Religiöse Vielfalt und das Bekenntnis zur Nation bilden in den USA keinen Gegensatz. Allerdings macht die Trauerfeier auch deutlich, dass ein solches zivilreligiöses Modell immer von der Gefahr eines religiösen Nationalismus bedroht ist.

Wie liturgisch und ästhetisch attraktiv ein religionspolitisch veraltetes *staatskirchliches Überordnungsmodell* sein kann, zeigt die Trauerfeier für Lady Diana in der Westminster Abbey. Trotz Elton Johns ‚Candle in the wind‘-Variation und trotz der anklagenden Ansprache des Bruders der Toten hielt sich das Zeremoniell streng an anglikanische Gepflogenheiten – und es war gerade die koinzidierende Strenge des Raumes und des Rituals, die dieser Trauerfeier eine besondere Intensität verlieh. Selbst die Fernsehkameras hielten sich an offenbar strenge Regeln, die ihnen nicht erlaubten, das tatsächlich stattfindende Ereignis durch ihre Präsenz zu überfremden. Die Handlungssicherheit sowohl der Liturgen wie der Gemeinde wirkte auf die Fernsehzuschauer ausgesprochen beruhigend. Tony Blair fungierte als Lektor der Epistel – und tat dies so brilliant, dass seine Rezitation von 1. Kor. 13 als leuchtendes Beispiel in jedes liturgiepraktische Seminar gehört. Die unhinterfragte Akzeptanz der Church of England als Staatskirche macht diese Form politisch-diakonischer Gottesdienste möglich. Das Gemeinwesen unterwirft sich der anglikanischen Liturgie, weil es weiß, dass die Church of England ihrerseits dem Gemeinwesen unterworfen ist.

Ein solches Modell der hegemonialen Geltung einer Konfession und Liturgie ist in Deutschland seit der Reformation undenkbar. Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung erzwingen die Präsenz wenigstens der beiden großen christlichen Konfessionen – wenn es im regionalen Maßstab auch manchmal zu einem Übergewicht einer der beiden Konfessionen kommen kann. Die Bezeichnung *Stellvertretermodell* für den deutschen religionskulturellen Kontext will darauf hinweisen, dass sich seit dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland die Politik aus allen Inszenierungen politischer Liturgien zurückgezogen hat. Sie wollte sich damit klar und deut-

lich vom Nationalsozialismus ebenso absetzen wie vom Regime der DDR, das eine ganze Reihe von politischen Ritualen eingeführt hatte. In der Nachkriegszeit hatte man sogar den Eindruck, dass der öffentliche Bedarf für politische Liturgien erstorben sei. Voreilige Sozial- und Politikwissenschaftler hielten die damalige religiöse Lage in Deutschland für die religiöse Zukunft des gesamten Globus. Mit dem Ende der Nachkriegszeit allerdings meldeten sich zivilreligiöse Bedürfnisse auch in Deutschland mit Macht zurück.

Angesichts der in zivilreligiösen Angelegenheiten völlig unbedarften deutschen Politikerinnen und Politiker übernahmen so genannte ‚ökumenische Gottesdienste‘ die zivilreligiöse Aufgabe, an Krisen- und Knotenpunkten das Gemeinwesen an seine geistigen Grundlagen zu erinnern und Gemeinschaft zu repräsentieren. Auch für die Kirchen war diese Aufgabe ungewohnt. Als der Bundeskanzler im Jahre 1990 vorschlug, am 3. Oktober, dem neu installierten Nationalfeiertag, die Glocken aller Kirchen in Deutschland zu läuten, war der Protest der protestantischen Pfarrerschaft zahlreich. Deren politisches Bewusstsein war sehr viel mehr auf den Kirchenkampf und die Zeit des Nationalsozialismus bezogen als auf die neuen Herausforderungen, ein Gemeinwesen auch zivilreligiös zu integrieren. Allerdings lernten die Kirchen schnell hinzu. Spätestens seit den Gedenkgottesdiensten nach dem 11. September 2001 ist der Berliner Dom eine Art zivilreligiöses Heiligtum der Berliner Republik geworden. Die Kirchen werden bei größeren und kleineren Katastrophen, die das Gemeinwesen erschüttern, gebeten, den liturgischen Part zu übernehmen. Sie tun dies auch – und in der Regel nicht schlecht.

III. Gottesdienst in politisch-diakonischer Verantwortung als Kasualgottesdienste

Letztlich sind Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung Kasualgottesdienste. Sie dienen nicht in erster Linie dem Trost des Einzelnen, sondern dem Trost des Volkes. Das Bedürfnis, sich zu versammeln, die Bedrohung zu benennen, sich zu einem gemeinsamen ideellen Zentrum zu bekennen und ‚kollektive Efferveszenz‘ (E. Durkheim) zu erzeugen, lässt sich in jeder Gesellschaft in Zeiten der Bedrohung nachweisen. Das ist sozusagen eine religionsgeschichtliche Konstante. Bei diesen Kasualien ist noch einmal zwischen vorhersehbaren, immer wiederkehrenden Kasualien und unvorhersehbaren Kasualien zu unterscheiden. Angesichts einer sich immer deutlicher abzeichnenden Gedenk- und Erinnerungsinflation müssen sich die Kirchen sehr genau überlegen, ob der Anlass einen Gottesdienst rechtfertigt. Als ein abschreckendes Beispiel kann die Trauerfeier für den Fußballer Fritz Walter gelten, die mit kirchlicher Unterstützung im Stadion auf dem Betzenberg in Kaiserslautern stattfand. Die Vermischung von privaten, sportlichen, politischen und religiösen Anteilen bei dieser Trauerfeier, die selbst vom Regionalfernsehen übertragen wurde, erzeugt beim Betrachter deshalb ein so großes Gefühl der Peinlichkeit, weil der Anlass und die

Inszenierung in keinem angemessenen Verhältnis zueinander standen. Auch wenn die gegenwärtige Politikergeneration daran glaubt, dass die Fußballweltmeisterschaft von 1954 („Das Wunder von Bern“) ein Symbol für den deutschen Aufstiegswillen gewesen sei, an den man sich heute wieder erinnern sollte, so macht ein Vergleich mit der Trauerfeier, die auf dem Erfurter Domplatz nach den Morden im Gutenberg-Gymnasium stattfand, deutlich, dass der Schatz religiöser Bilder und Handlungen nicht verschleudert werden darf. Sören Kierkegaards Warnung, dass in kirchlichen Äußerungen oft ein Misston des Sich-beliebt-machen-Wollens mitschwingt, muss bei der Beteiligung an öffentlichen Ritualen unbedingt beachtet werden.

Auch müssen sich die Kirchen fragen, ob sie nicht politisch instrumentalisiert werden sollen. Zuweilen spürt man einer gottesdienstlichen Inszenierung die Ambivalenz der Veranstaltung ab: Beim Gedenkgottesdienst für die Opfer des 11. September im Jahre 2002 nahm zwar die politische Prominenz der Republik an der Trauerfeier teil, doch die dichte Atmosphäre des Vorjahres war nicht mehr vorhanden. Das Ganze wirkte wie ein Pflichttermin. Hinzu kam noch der Eiertanz der Prediger, die einerseits ihre Solidarität mit dem amerikanischen Volk zum Ausdruck bringen, aber auch die Irakpolitik G.W. Bushs kritisieren wollten. Daraus sollten die Kirchen die Lehre ziehen und sich ernsthaft prüfen, ob der Kasus tatsächlich einen Gottesdienst rechtfertigt. Manchmal genügt auch eine Feierstunde im Bundestag.

IV. Die notwendige Unterscheidung zwischen Staatsakten und Gottesdiensten

Eine strikte Unterscheidung zwischen dem so genannten Staatsakt und dem Gottesdienst ist unabdingbar. Geradezu vorbildlich ist dies bei der Trauerfeier in Erfurt gelungen. Der Staatsakt langweilte die vor allem jungen Menschen auf dem Rathausplatz durch eine Vielzahl von Rednern, die alle das Gleiche zu sagen schienen (nach dem Motto: ‚Es wurde schon alles gesagt, aber noch nicht von mir!‘), aber auch durch eine Musik für eine elitäre Minderheit. Die Menschen, die gekommen waren, wurden zum zuhörenden Publikum gemacht. Dem Gottesdienst gelang es, den Menschen ein Gefühl der Gemeinsamkeit und der Zusammengehörigkeit zu geben. Man sang und betete gemeinsam. Der einzelne musste nicht mehr stumm konsumieren. Die liturgische Darstellung, die Bewegung, die Chöre und nicht zuletzt eine ehrliche Predigt hoben den Gottesdienst wohlthuend vom Staatsakt ab. Der Prediger wagte es, den Sachverhalt beim Namen zu nennen: Hier und heute gehe es um Mord. Auch die Kerze, die für den Täter angezündet wurde, verwies auf eine Dimension personaler Verantwortung, die in den Politikeransprachen aus Angst, den Volkszorn anzustacheln, peinlich vermieden wurde.

Wer einen Kasualgottesdienst abhält, muss sich genau überlegen, wer oder was getröstet und gestärkt werden soll. Sind es die Hinterbliebenen der Opfer, geht es um

die Stabilisierung der politischen Institutionen, geht es um den Zusammenhalt des Gemeinwesens? Bei der Vorbereitung des Erfurter Gottesdienste gab es hinter den Kulissen eine heftige Auseinandersetzung darüber, ob neben den Kerzen für die Opfer auch eine Kerze für den Täter angezündet werden sollte. Durch eine Saxophonimprovisation vor der Kerze des Täters wurde die Präsenz der Kerze noch einmal verstärkt. Die Improvisation hatte den amerikanischen Song ‚Amazing Grace‘ zum Thema, in dem das Sündenbewusstsein des Christen eine hervorgehobene Rolle spielt. Die Integration auch des Täters in den Gedenkgottesdienst war für die versammelte Christengemeinde unerlässlich: Die Unterscheidung zwischen menschlichem Urteil und Gottes Gericht ist für Christen zentral. Auf Seiten der Angehörigen der Opfer mag dies sogar wie eine Verhöhnung der Opfer wirken. Aber gerade darin besteht die Kunst der Inszenierung eines solchen öffentlichen Gottesdienstes: Die Gefühle und berechtigten Interessen aller Beteiligten müssen abgewogen und in ein stimmiges Verhältnis zueinander gebracht werden.

V. Stärken und Schwächen von Gottesdiensten in politisch-diakonischer Verantwortung

In einem praktisch-theologischen Seminar an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin wurden Video-Aufnahmen der großen Trauerfeiern der vergangenen Jahre analysiert: Die Trauerfeier für Lady Diana, die Trauerfeier im Yankee Stadium von New York, die Trauerfeier in Erfurt, Trauerfeiern und Gedenkgottesdienste im Berliner Dom, die Trauerfeier für Rudolf Augstein im Hamburger Michel. Am Ende des Seminars waren die Studierenden aufgefordert, ein je eigenes Fazit zu ziehen. Es gab eine erstaunliche Übereinstimmung in wesentlichen Punkten.

Als zentral wurde die klare Bestimmung des Zieles empfunden, denn eine ganze Reihe der Gottesdienste war aufgrund einer unklaren Zielbestimmung überfrachtet. Als Beispiel dafür kann der Gottesdienst am 3. Oktober 2002 im Berliner Dom gelten. Die Auswahl der Texte verwies auf das Thema ‚Befreiung‘, die hohe Beteiligung von Jugendlichen sollte auch auf das Thema ‚Zukunft‘ hinweisen. Weil möglichst viele Jugendliche beteiligt werden sollten, entstand ein Sammelsurium von Anspielen, das jedes für sich genommen als Einstieg genügt hätte. Auch zwei Predigten in einem Gottesdienst haben sich nicht bewährt – das wirkt wie Proporzdenken.

Die Überfrachtung eines Gottesdienstes nicht nur durch zu viele Beteiligte, sondern auch durch zu viele Metaphern war eine weitere oft zu beobachtende Schwäche. Selbst der ansonsten vorbildliche Gottesdienst von Erfurt näherte sich bedenklich der Kitschgrenze, als eine Fülle von Gegenständen auf dem Altar platziert wurde, die einen geistigen Gehalt darstellen sollten, der aber als gesprochener weitaus eindrücklicher war und der sich aus der Situation heraus von selbst erschloss. Man muss nicht jedes Mal, wenn im Gottesdienst von Hoffnung die Rede, einen Haufen Weizenkör-

ner auf dem Altar deponieren. Solche geradezu didaktischen Handlungen verbieten sich nachgerade dann, wenn ohnehin alle wissen, dass es hier um Leben und Tod und nicht um Allotria geht. Etwas weniger Metaphernseligkeit und etwas mehr Vertrauen in die Klarheit des biblischen Wortes würde mancher gottesdienstlichen Inszenierung gut tun.

Das Bedürfnis nach liturgischer Prägnanz wurde von den Studierenden sehr deutlich artikuliert. Gerade weil solche Trauerfeiern in einen öffentlichen Kontext eingebettet sind, gerade weil die Hereinnahme von Pop-Elementen in diese Gottesdienste seit Elton Johns stilbildendem Erfolg bei der Trauerfeier für Lady Diana üblich geworden ist, und gerade weil die Anwesenheit von Fernsehkameras die Kommunikationssituation beeinflusst, ist eine klare und selbstbewusste Mitteilung und Darstellung des christlichen Glaubens erforderlich. Die Trauerfeier für Rudolf Augstein kann als ein gelungenes Beispiel für kirchliche Bestimmtheit gelten, die einer un- und antikirchlichen Zuhörerschaft zugemutet wurde. Wenn die Ansprache des Predigers auch vom Bundespräsidenten im anschließenden Staatsakt im Blick auf die (Un-)Frömmigkeit Rudolf Augsteins korrigiert wurde, so war es gerade die Nüchternheit und Wahrhaftigkeit des Predigers und Liturgen, die wohltuend auf Zuschauer und Teilnehmer wirkte.

Ein Gottesdienst hat mit einer Definition der Situation zu beginnen. Pfarrerinnen und Pfarrer sind keine Entertainer. Also begrüßen sie auch nicht persönlich, sondern beginnen den Gottesdienst im Namen Gottes. Das muss keineswegs exkludierend wirken. Ganz im Gegenteil: Nichtchristen haben die Möglichkeit, sich in ein Verhältnis größerer oder geringerer Distanz zum nun Geschehenden zu bringen, sie werden aber nicht hinter ihrem Rücken in ein Ritual gelockt, an dem sie eigentlich gar nicht teilnehmen wollen. Erwartungssicherheit schafft Transparenz. Bei der Ankündigung eines Gebetes ist es durchaus möglich, Andersgläubige oder Nichtgläubige zu ermutigen, während des öffentlich vorgetragenen Gebetes ihre je eigenen Anliegen und Weisen der Fürbitte für sich zu vollziehen, so dass einerseits der Respekt vor dem Ritual gewahrt, aber zugleich zur inneren Freiheit ermutigt wird.

Als elementare Regel aller Formulierungen in öffentlichen Gottesdiensten hat zu gelten: „Prediger und Liturgen lügen nicht!“ Mit der Wahrhaftigkeit des Wortes steht und fällt ein Gottesdienst. Insofern war die Entscheidung des Predigers bei der Trauerfeier für Rudolf Augstein richtig, diesen nicht nachträglich ‚zu taufen‘. Umso überzeugender war die Botschaft, dass zwar Rudolf Augstein nichts mehr von Gott wissen wollte, dass hier aber die Hoffnung zum Ausdruck gebracht werde, dass es sich umgekehrt nicht so verhalte. Den Fürbittengebeten ist ebenso viel Sorgfalt zu widmen wie der Predigt. Wenn Gebete zu versteckten politischen Kommentaren werden, so regt sich bei den Mitbeterinnen und Mitbetern zu Recht Widerstand. Aber auch Klischees und Allgemeinplätze können der Wahrhaftigkeit widerstreiten. Gebete

müssen keine lyrischen Texte sein. Je nüchterner und aufrichtiger sie die Wirklichkeit schildern, für die Gottes Beistand erbeten wird, umso eindrücklicher wirken sie.

Die Segenshandlungen in Gottesdiensten in politisch-diakonischer Verantwortung sind ein heikler Punkt, weil hier in der Regel Liturginnen und Liturgen synchron zusammen agieren müssen, die dies vorher nicht geprobt haben. Und so kann man bei solchen vor einem Millionenpublikum übertragenen Gottesdiensten zuweilen hilflos agierende Bischöfe erleben, die mühsam versuchen, ein Segenswort synchron zu sprechen. An dieser Stelle ist eine ökumenische Einigung geboten. Entweder verständigt man sich auf eine gemeinsame Formulierung, die dann aber nur einer der Liturgen spricht, oder aber es gibt zwei Segensworte, das jeder in der ihm vertrauten Weise zur Darstellung bringt. Die kommunikative Wirkung eines Segenswortes verpufft, wenn sich die Segnenden mehr aufeinander als auf die zu Segnenden konzentrieren.

Ein Vergleich der Staatsakte mit den damit verbundenen Gottesdiensten fällt schließlich noch in einer letzten Hinsicht positiv für die Gottesdienste aus. Politikerinnen und Politiker neigen im letzten Teil ihrer Ansprachen dazu, ‚gesetzlich‘ zu werden. So stand am Ende fast aller Politikerreden beim Erfurter Staatsakt eine Aufforderung – sich mehr um Schülerinnen und Schüler zu kümmern, weniger Leistungsstress zu erzeugen, weniger Gewaltvideos im Fernsehen zu zeigen oder auch die Aufforderung, über den Splitter im Auge des Anderen den Balken im eigenen Auge nicht zu vergessen. Die aktuelle Gefühlslage der auf dem Marktplatz Anwesenden wurde jedenfalls nicht getroffen. Sie wollten ihrer Trauer Ausdruck geben und sie suchten Trost – nicht noch weitere Appelle. Trauer ist nicht nur Mitgefühl, in ihr steckt auch eine gehörige Portion Zorn. Dem Gottesdienst gelang es, diesen Zorn zu artikulieren – und zugleich zu besänftigen. Wer sich verstanden fühlt, ist schon ein wenig getröstet. Wenn dann noch Glockengeläut und bekanntes Liedgut einen einschwingen lässt in eine – wenn auch vorübergehende – Gemeinschaft, dann hat ein Gottesdienst sozialpsychologisch sein Ziel schon erreicht. Wer aus Zuhörern und Zuschauern Teilnehmer macht, wer aus einer Masse von Menschen eine Gemeinde formieren kann, der hat die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass die christliche Botschaft gehört werden kann.

VI. Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung als Medienereignisse

Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung sind Medienereignisse – und damit kommt auf die Kirchen eine zwar nicht mehr neue, bisher aber noch vernachlässigte Aufgabe zu. Das beginnt bereits bei der Auswahl der Kommentatoren. Sowohl kirchenferne als auch konfessorisch agierende Kommentatoren haben sich als untauglich erwiesen. Eine stillichere Lichtgestalt für die Kommentierung von Trau-

erfeiern ist Rolf Seelmann, der nicht nur die Trauerfeier von Lady Diana, sondern auch die für Rudolf Augstein in vorbildlicher Weise kommentierte. Zurückhaltung, Sachkenntnis und Empathie zeichnen ihn aus.

Ferner sollten sich die Kirchen schon vor der Übertragung eines Gottesdienstes mit den Fernsehanstalten über die Rechte und Pflichten der Kameraleute verständigen. So können etwa Nahaufnahmen von Menschen, die nicht beten oder die nicht singen, nicht geduldet werden. Ein Gotteshaus ist kein öffentlicher Pranger.

Ein weiteres Problem für die Fernsehleute ist die Predigt. Da sie nicht minutenlang den Prediger zeigen wollen, entsteht für sie sozusagen ein ‚handlungsarmer Raum‘, der mit Bildern gefüllt werden muss. Bisher behilft man sich mit dem Zoomen von Kerzen, Kreuzen und Heiligenfiguren. Kirchengemeinden, die damit rechnen müssen, dass in ihren Kirchen irgendwann wieder einmal ein Gottesdienst stattfinden wird, der vom Fernsehen übertragen wird, sollten sich überlegen, ob sie nicht Filmmaterial anfertigen lassen, das den Kirchenraum selbst als biblische Botschaft erschließt. Die Medienleute könnten dankbar darauf zurückgreifen, wenn sich die Predigt in die Länge zieht und auch die Einblendung der letzten noch nicht gezeigten Kerze langweilig zu werden droht.

Schließlich erfordert die Präsenz der Medien eine erhöhte liturgische Sicherheit von den Pfarrern und Pfarrerinnen. Fernsehzuschauer schauen bei entsprechender Kameraführung genauer hin als der Gottesdienstteilnehmer im Raum selbst. Jede Unsicherheit, jede falsche Bewegung wird registriert. Eine verrutschte Stola, ein schiefes Beffchen, ein schlecht rasierter Hals, nicht geputzte Brillengläser, das unsägliche schwarze Ringbuch als Gottesdienstbuch – das alles mag den Gesamteindruck nicht nachhaltig stören, wahrgenommen wird es von den Fernsehzuschauern allemal. Und so kann man sich auch fragen, warum noch niemand dem Berliner Bischof gesagt hat, dass er es gar nicht nötig, beim Predigen seine Stimmlage in unnötige pastorale Höhen zu schrauben, hat er doch im zivilen und politischen Kontext eine ausgesprochen angenehme, überzeugende und authentische Stimme.

Die Präsenz der Medien stellt nicht nur an die Liturginnen und Liturgen besondere Ansprüche. Auch Sänger, Musiker, Chöre müssen verstehen, dass ein Gottesdienst keine Gelegenheit zur künstlerischen Selbstdarstellung ist. Gerade weil Pop-Elemente mittlerweile zu einem gewohnten Element geworden sind, müssen die Interpreten wissen, dass ihre Wirkung davon abhängt, ob sie ein zum Ausdruck drängendes Gefühl einer real und medial präsenten Gemeinde vergegenwärtigen können. Wenn sie dazu imstande sind, dann werden ihnen die Herzen zufliegen, wenn nicht, wird die Enttäuschung angesichts des Solipsismus der Künstlerinnen und Künstler groß sein.

Medial bedeutsam ist schließlich die Gemeinde. Es teilt sich Fernsehzuschauerinnen und -zuschauern mit, ob sie es mit einem blasiert-abwartenden Publikum zu tun haben, oder aber mit einer Gemeinde, die als Glaubensgemeinschaft eine besondere Ausstrahlung besitzt. Die bisher unerreichte Intensität der Trauerfeier für Lady Diana hat unter anderem damit zu tun, dass die Gemeinde selbst in der Liturgie so beheimatet war, dass sich die Botschaft des Gemeindegesangs den Zuschauerinnen und Zuschauern fast intensiver mitteilte als die Worte der Liturgen. Der hundertfache Protest der christlichen Gemeinde gegen den Tod und die hundertfache Verkündigung der Auferstehungshoffnung durch eine singende Gemeinde war beeindruckend. Da die britischen Zeitungen die Liturgie der Trauerfeier - die Liedtexte eingeschlossen - abgedruckt hatten, bekannten die Menschen auch draußen auf dem Rasen singend ihren Glauben an den Auferstandenen.

VII. Gottesdienste als Möglichkeit zur ‚spielerischen Identifizierung‘

Gottesdienste gehören – so F.D.E. Schleiermacher – zum darstellenden Handeln der Kirche. Was aber sind Darstellungen? Handelt es sich um eine Form des Theaters? Oder um eine besondere Form der Kommunikation? Der Philosoph Hermann Schmitz hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Reduktion von Sprache auf ihre soziale Dienlichkeit einen elementaren Aspekt der menschlichen Sprache ausblendet. Das Selbstgespräch verweist auf eine vorsoziale Dimension der Sprache „Der Mensch redet, laut oder stumm, wenn er sich in einer Situation zurechtfinden, sich etwas klar machen will.“ (Hermann Schmitz: System der Philosophie Bd. III/4, Bonn 1977, 489) Auch Staatsakte und Trauerfeiern sind trotz der gespielten Selbstsicherheit der Protagonisten zunächst sehr menschliche, sehr vorläufige Versuche, mit dem Geschehenen fertig zu werden. Die Professionalität gestanzter Sätze täuscht oft darüber hinweg – und deshalb empfinden die Menschen die Tränen des spanischen Königs und der Königin als weitaus erhellender für ihre Situation als glatte wohlgesetzte Worte, die den Verdacht aufkeimen lassen, dass der, der sie gesagt hat, vor allem an seiner eigenen ‚Performance‘ interessiert ist.

Wenn Menschen sprechen, so Schmitz, dann tun sie das nicht immer mit einer Mitteilungsabsicht. Zumal die symbolische Sprache ein Mittel des Menschen ist, Distanz von der Zudringlichkeit des Daseins zu gewinnen. Spinnt man diesen Gedanken fort, dann sind Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung Rituale, die den Menschen in einem Gemeinwesen dabei helfen, sich vom Bedrängenden einer Situation durch die Identifikation mit einem Anderen abzuheben. Das gottesdienstliche Ritual geht also nicht in der Kommunikation der Gottesdienstteilnehmer auf. Vielmehr bietet der Gottesdienst die Möglichkeit zur ‚spielerischen Identifizierung‘ (Schmitz, 453) mit einem Dargestellten, das die Menschen von ihrer bedrängenden Gegenwart befreit. Eine Darstellung, so Schmitz, „liegt vor, wo immer etwas in ei-

nem anderen gesehen oder gefunden oder so genommen wird, dass es dabei auf das Dasein und dessen Autorität, also auf die Frage, ob die betreffende Identität tatsächlich ist, nicht mehr ankommt.“ (Schmitz, 468) Insofern haben das selbstvergessene Spiel eines Kindes mit seinen Spielzeug, die Faszination eines Musikliebhabers in der Oper und der empfundene Trost eines Gottesdienstes dieses gemeinsam: Es handelt sich um Abhebungen von der bedrängenden Macht des Daseins durch Identifikation: Mit einem gewohnten Objekt, mit einer Musik, mit einem religiösen Ritual.

Selbst dann also, wenn unter den Gottesdienstteilnehmern viele sind, die das christliche Glaubensbekenntnis nicht mitsprechen können, so sind sie doch alle aufgeschlossen für den anthropologischen Akt der Identifizierung mit einer geistigen Macht, die sie befähigt, ihre Zukunft gegenüber einer bedrängenden Gegenwart zu behaupten. Der christliche Gottesdienst ist darauf nicht zu reduzieren – gleichwohl ist es wichtig für Liturginnen und Liturgen zu wissen, dass das von ihnen vollzogene Ritual auch für Nichtchristen, vor allem aber für das Gemeinwesen als Ganzes von Bedeutung ist.

Politik und Kirchen stehen in den kommenden Jahren vor der Frage, wie sie mit der zunehmenden religiösen Pluralisierung umgehen wollen. Müssen die Christen den Weg von ‚ökumenischen Gottesdiensten‘ hin zu interreligiösen Gebeten gehen, um das zivilreligiöse Integrationsinteresse befriedigen zu können? Oder werden solche Veranstaltungen ein dauernder Eiertanz und letztlich ein Krampf, der mehr Dissonanz als Integration erzeugt? Gemäß dem deutschen Modell der Stellvertretung kann man sich ja auch vorstellen, dass Gottesdienste und Gebete in politisch-diakonischer Absicht dezentral, d.h. in den jeweiligen Gotteshäusern der Konfessionen begangen werden. Konfessionslose Politiker hätten dann die Wahl. Man stelle sich weiter vor: Das Fernsehen erprobte sich in der Form der Konferenzschaltung für Gottesdienste und vermittelte so der Öffentlichkeit trotz der Dezentralität den Eindruck der Gleichzeitigkeit. Man wird sehen, in welche Richtung sich die Gottesdienste in politisch-diakonischer Verantwortung entwickeln werden. Ihre Bedeutung wird jedenfalls weiter zunehmen.

Kirche als Sinnstifterin

Bischofspredigten in Zeiten öffentlicher Trauer

WILHELM GRÄB

Pfarrer und Pfarrerinnen müssen reden, wenn etwas geschieht, was ein Menschenleben als Ganzes auf tief greifende Weise betrifft: Geboren werden und Sterben, Erwachsen werden und heiraten.

Bischöfe müssen reden, wenn etwas geschieht, was die Gesellschaft als Ganze auf tief greifende Weise betrifft: Der Absturz der Concorde bei Paris. Das Massaker in einer Schule in Erfurt. Der Tsunami in Südostasien mit ca. 300 000 Flutopfern. Das Leiden und Sterben von Papst Johannes Paul II.

Wenn etwas geschieht, was das Leben des einzelnen oder die Gesellschaft als Ganze auf tief greifende Weise betrifft, dann wird erwartet, dass die Kirche spricht. Öffentlich jedoch spricht die Kirche vor allem durch ihre höchsten Repräsentanten. Die Bischöfe müssen reden, wenn die Medien den Gottesdienst aus Anlass einer Katastrophe oder des Todes einer prominenten Persönlichkeit übertragen. Bischöfe müssen reden, wenn die öffentliche Trauer zugleich ein Medienereignis ist.

I. Der Berliner Dom als zivil- und medienreligiöse Kultstätte

Wie zuletzt beim Fernsehgottesdienst anlässlich der Flutkatastrophe in Südostasien, bietet sich inzwischen der Berliner Dom als Ort für die zentralen Trauer- und Gedenkgottesdienste an. Die beiden höchsten Repräsentanten der Evangelischen und Katholischen Kirche, der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Huber, und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Lehmann, treten dabei gemeinsam auf.

Es wird ein ökumenischer Gottesdienst gefeiert, der zugleich eine zivilreligiöse Kulthandlung in der für die bundesrepublikanische Gesellschaft zentralen zivilreligiösen Kultstätte, dem Berliner Dom, darstellt. Es sitzen auch die höchsten Repräsentanten des Staates in der ersten Reihe, der Bundespräsident, der Bundestagspräsident, der Bundeskanzler, die Minister. Die Berliner Republik hat sich gewissermaßen den Berliner Dom, einst Symbol der Allianz von Thron und Altar, erneut angeeignet, um in Zeiten der Krise einen Ort zur rituell-symbolischen Vergewisserung in den Sinn- und Wertgrundlagen der Gesellschaft zu haben. Selbstverständlich dürfen dabei die konfessionellen Differenzen ebenso wenig eine Rolle spielen wie politische Parteilagen. Es will artikuliert sein, was die Gesellschaft im Innersten zusam-

menhält, was das Gemeinwesen ebenso wie das Leben des einzelnen im Letzten trägt, was neue Orientierung geben kann, wenn Unfassliches geschehen ist.

Wenn etwas der Fall ist, was das Leben des einzelnen oder der Gesellschaft auf tief greifende und erschütternde Weise betrifft, dann steht das Ganze in Frage, dann sind Grenzen überschritten, dann sind Artikulationen, Deutungen, Sinnerklärungen verlangt. Die Fragen wollen aufgeworfen sein, nach dem Warum, nach dem Sinn, nach der Schuld, auch wenn es keine Antwort geben kann. Eben dies, dass der Sinn sich entzieht, dass die Frage nach dem Warum offen bleiben muss, dass Schuldzuweisungen jetzt auch nicht weiter helfen, will ausgesprochen sein. Die Kirche muss in ihren höchsten Repräsentanten die öffentliche, zivilreligiöse Deutungs- und Integrationsaufgabe übernehmen. Sie muss reden, die Sinnfrage stellen, die Sinnabgründe benennen, auf Gott als letzten Sinngrund ausgreifen, wenn der Sinn für viele Menschen offenkundig zerbrochen ist, wenn die Gesellschaft insgesamt sich in ihrer Daseinsgewissheit bedroht findet. Sobald die Medien dabei sind, muss solch öffentliche kirchliche Rede durch die Bischöfe erfolgen. Öffentlichkeit ist heute im wesentlichen Medienöffentlichkeit. Die Medien aber verlangen die Repräsentanten der Institution. Sie wollen zeigen, was die Kirche als die religiöse Institution der Gesellschaft in Situationen sagt, die nach religiöser Deutung verlangen.

II. Bischofspredigten als medienöffentliche Kasualpredigten

Das sind freilich eben diejenigen Situationen, in denen es die Menschen auch sonst am ehesten in die Kirche drängt. Pfarrer und Pfarrerinnen müssen reden, wenn etwas geschieht, was das Leben der einzelnen Menschen im Ganzen betrifft. In unseren Gemeinden hat in solchen Situationen die kirchliche Kasualpredigt ihren Ort. Auch von der kirchlichen Kasualpredigt wissen wir, dass sie die größten Chancen hat, wirklich gehört zu werden. Unsere Kirche ist nicht unwesentlich Kasualkirche und die gelebte Religion eine Art Kasualfrömmigkeit.

Die zivilreligiösen Kultfeiern im Berliner Dom oder auch in der Berliner St. Hedwigs-Kathedrale – die konfessionelle Differenz macht wirklich keinen Unterschied – stellen bei Lichte besehen gesellschaftsöffentliche Kasualgottesdienste dar. Die Bischofspredigten sind gesellschaftsöffentliche Kasualpredigten. Sie werden im kirchlichen Raum gehalten, aber selbstverständlich behalten sie immer im Blick, dass gewissermaßen die Gesellschaft als Ganze zusieht und zuhört. Sie werden ja auch durch die Medien in alle Häuser übertragen – zur Übertragung auf Großbildleinwände an zentralen Plätzen der Republik ist es bislang nicht gekommen, aber das kann ja noch werden.

Da die gesellschaftsöffentlichen, zivil- und medienreligiösen Kasualpredigten der Bischöfe alle erreichen wollen – insbesondere natürlich die vom Kasus direkt Betroffenen, die aber ja in die Hunderte und Tausende gehen – fehlt ihnen der persönli-

che Ton. Sie thematisieren, was angesichts der öffentlichen Trauer die vielen einzelnen, dann auch die Gesellschaft als Ganze betrifft, einen jeden und eine jede schon allein deshalb angeht, weil es ins Grundverhältnis unseres Lebens greift. Weitgehend haben sie gleichwohl den Aufbau, den die kirchliche Kasualpredigt auch sonst kennzeichnet. Die medienöffentlichen Bischofspredigten nehmen alle mehr oder weniger ebenfalls den Weg, dass sie zunächst der ganzen Unbegreiflichkeit des furchtbaren Geschehens Ausdruck verleihen. Sie sprechen sodann die vergeblichen Versuche an, ihm einen Sinn zu geben. Sie verweisen schließlich auf das Kreuz Jesu und seinen Schrei der Gottverlassenheit. Der Verweis auf das Leiden und Sterben des Gottessohnes greift am stärksten die spezifische Symbolik des christlichen Glaubens auf. Zugleich wird das spezifisch Christliche aber doch immer auch so ausgesagt, dass der Glaube in seiner human plausiblen Lebensdienlichkeit hervortritt. Das Kreuz Jesu steht für die Erfahrung eines radikalen Sinnentzugs wie für die Möglichkeit, diesen im christlichen Glauben aushalten und schrittweise bewältigen zu können.

Wenn etwas geschieht, was unser Leben als Ganzes betrifft, geraten wir auf eigentümliche Weise vor uns selber, sehen wir uns nach dem Woher und Wohin gefragt, nach Zufall oder Fügung, werden wir dessen bewusst, dass wir der Bedingungen unseres Daseins insgesamt nicht mächtig sind. Wo wir vor die Ganzheit unseres Lebens geraten, geraten wir zugleich vor das rational letztlich Unbestimmbare. Deshalb ist die religiöse Deutung gefragt.

III. Die gesellschaftsöffentliche Kommunikation der christlich-religiösen Lebensdeutung

In Zeiten öffentlicher Trauer und der Gefahr eines den Zusammenhalt der Gesellschaft ebenso bedrohenden Sinnverlusts erfüllen die Bischofspredigten die Funktion der Kommunikation religiöser Lebensdeutung und damit der zivil- und medienreligiösen Vergewisserung in den tragenden Grundverhältnissen des Lebens. Sie rekurrieren – der Sache nach wie alle Kasualpredigten – auf die transzendenten Sinnbedingungen menschlichen Lebens. Sie sprechen aus, dass unsere menschlichen Möglichkeiten begrenzt sind. Es geht um existentielle Grunderfahrungen, um riskante Grenzerfahrungen, um erschütternde Kontingenzerfahrungen. Es geht um Sinnfragen, die jeder stellt, ob Christ oder Nicht-Christ, ob Protestant oder Katholik, ob Muslim oder Buddhist, ob Konfessionsloser oder Atheist. Was geschehen ist, ist von eben der Art, dass es unser Leben als Ganzes erschüttert und betrifft.

So ist überhaupt ein human plausibles Reden verlangt. Die zivil- und medienreligiöse Funktion, die die Bischofspredigten erfüllen, geht gleichwohl zwanglos damit zusammen, dass die zentralen Inhalte des christlichen Glaubens zur Sprache kommen. Es kann und soll im Fernsehen und vor dem Radio deutlich bleiben, dass im Berliner Dom ein christlicher, ökumenischer Gottesdienst gefeiert wird und dass in

den Predigten der Bischöfe und Kardinäle die christliche Kirche spricht. Die Bischofpredigten münden alle in einen christologischen, kreuzestheologischen Schluss. Das Symbol des Kreuzes bietet die Möglichkeit, auch einen negativen Sinn mit einem positiven Vorzeichen zu versehen.

Die ökumenischen Gottesdienste bringen mit ihren zivil- und medienreligiösen Bischofpredigten medienwirksam zur Darstellung, dass der christliche Gottesdienst eine gute Gelegenheit ist, sowohl zur öffentlichen Klage, für die Artikulation des Schmerzes, den alle empfinden wie dann auch zum Dank für die Erneuerung elementarer Lebensgewissheit. Auch die Menschen an den Bildschirmen machen die Erfahrung, dass der Klage Ausdruck verliehen werden kann. Sie machen vielleicht sogar die Erfahrung, getröstet zu werden, gerade weil von dem Gott des Evangeliums gesprochen wird, der in die Tiefe mitgeht, der sich am Ostermorgen, im Ausgang aus der Nacht des Todes, gerade als der neuschöpferische Gott des Lebens erweist.

Alle Deutungen, die beim Menschen stehen bleiben oder ein dunkles Schicksal beschwören, trösten schließlich dort nicht mehr, wo wir die Erfahrung machen, dass wir unser Leben insgesamt nicht in der eigenen Hand haben, wir endliche Wesen sind. Nur ein Gott kann trösten, wenn der Schmerz der Angehörigen bedrängt, die Angst, die Sorge, die Ungewissheit. Nur ein Gott, der nicht ein dunkles Schicksal ist, sondern sich in Jesus als die – freilich oft ohnmächtige – Macht der Liebe zu erkennen gegeben hat, kann für ein ermutigendes Wort eintreten, eines das entlastet und den Schritt wieder fest macht.

Die zivil- und medienreligiösen Gottesdienste im Berliner Dom feiern die christliche Liturgie. Das tut ihrer zivil- und medienreligiösen Funktion keinen Abbruch, im Gegenteil. Die biblischen Lesungen, die Psalmen, das Evangelium von Jesus Christus, das gepredigt wird, exponieren die Botschaft von einem Gott, der der Schöpfer allen Lebens ist, der das Gute will, der die Welt und das Leben jedes einzelnen Menschen in seinen Händen hält, dann sogar, wenn nichts zu erfahren ist von seiner Macht, wenn die Kräfte der Natur sinnlos walten. Er ermöglicht dennoch neues Leben, über den Tod hinaus, macht uns seiner Treue gewiss, in der Begegnung mit seinem Sohn, mit Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Das ist im Grunde eine sehr realistische und attraktive Lebensdeutung. Warum soll sie nicht auch den Konfessionslosen, den Atheisten und solchen, die sich dafür halten, plausibel werden können, als eine Sicht aufs Leben, der man zustimmen, die man sich aneignen kann, in die man sich hin und wieder jedenfalls recht gerne einbeziehen lässt.

Um erfahrungsbezogen und lebensnah zu reden, versuchen die Bischofpredigten, wie alle Kasualpredigten, die Hermeneutik des Falles, der lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Hörer, ihre Situation, ihre Gefühle mit der Hermeneutik der biblischen Texte zu verschränken. Der lebensdeutungspraktische Reichtum der biblischen Überlieferungen hilft dazu, Sprache zu finden für Klage und Anklage, Bild-

raum zu öffnen für den verzweifelten Schrei in erbarmungslosem Schicksal, aber auch Ausschau zu halten nach dem, was dennoch am Leben hält, auch noch in abbrüchigen und abgründigen, zerbrechenden, abbrechenden Lebensgeschichten.

IV. Kirche als medienöffentlicher Ort religiöser Sinnvergewisserung

Wie jede Kasualpredigt lässt somit auch die zivil- und medienreligiöse Bischofspredigt hervortreten, dass es tatsächlich die Sinnfrage ist, die der Religion heute ihren die Konfessionen übergreifenden Sitz im Leben gibt. Die Botschaft dieser Predigten ist im Kern eben ja die, dass der Glaube an den Gott Jesu ein unbedingtes, auch die Negativitätserfahrungen integrierendes Grundvertrauen begründet. Der christliche Glaube, so wird verdeutlicht, ist das Vertrauen darauf, dass unbedingte Sinnbedingungen gegeben sind, eine transzendente Sinninstanz, die das Ganze der Wirklichkeit – über unser menschliches Wollen und Verstehen hinaus – umgreift, so dass wir uns zu allen Erfahrungen des Glücks im Dank, vor allem aber zu allen Erfahrungen des Abgründigen und Sinnwidrigen in Klage und Schrei verhalten können. Nach einer Ausrichtung auf solche transzendente Sinnbedingungen, die unbedingte Daseinsgewissheit vermitteln, verlangen die Menschen – so wird zu Recht unterstellt – besonders in Krisen- und Grenzerfahrungen, auch dann, wenn sie von sich behaupten, sie seien ungläubig und bräuchten die Religion nicht, einen Gott schon gar nicht.

Dass man normalerweise nicht in die Kirche geht, hängt in der Regel eben nicht damit zusammen, dass man die nach religiöser Deutung verlangenden Kontingenzerfahrungen nicht machen würde, Erfahrungen, in denen bewusst wird, dass alle innerweltlichen Größen einen letzten Halt nicht geben können. Dass man normalerweise nicht in die Kirche geht, liegt daran, dass man die Kirche aus dem Blick verloren hat, sie in der Alltagswelt nicht mehr vorkommt. Der sog. Atheismus ist vor allem ein Resultat des alltagskulturellen Verschwindens der Kirche. Er lässt sich daher auch nicht mit missionarischen Aktionen bekämpfen, sondern nur durch die Stärkung oder den Wiederaufbau der alltagskulturellen Präsenz der Kirche. In einer Mediengesellschaft wie der unseren bedeutet dies dann aber, dass die Kirche ihre Medienpräsenz forcieren muss. Die zivil- und medienreligiösen Bischofspredigten leisten deshalb Entscheidendes dafür, dass die Kirche ihre Aufgabe in der und für die Gesellschaft wahrnimmt und erfüllen kann.

Indem die Bischofspredigten in Zeiten medienöffentlicher Trauer die christliche Botschaft medienöffentlich ausrichten, bringen sie in die gesellschaftliche Kommunikation immer wieder die christliche Lebensdeutung ein. Sie reden von Gott, dem Schöpfer und Erlöser, dem Gott, der seine Geschöpfe, auch die, die ihr Leben sinnlos verloren haben, durch den Tod hindurch unendlich in seinen Händen hält. Dass

der Sinn einer Lebensgeschichte nicht ihrem Glücken zugeschrieben werden muss, dass ihr unverlierbarer Wert überhaupt nicht in ihren positiven Erfahrungen und Leistungen gesehen werden muss, dass es vielmehr eine absolute Gewissheit geben kann, auf keinen Fall vergeblich zu leben, dafür steht die christliche Botschaft vom rechtfertigenden, den Tod ins Leben wendenden Gott, der in seinem Sohn den Weg ans Kreuz mitgeht. „Schöpfung“ und „Gnade“ führen in die Rede davon, unbedingt von Gott begleitet zu sein, dass nichts von seiner Liebe trennen kann, nicht ein verfehltes Leben, nicht der Tod.

In der Sache ist es die Sinn stiftende Kraft der christlich-religiösen Lebensdeutung, die die Bischofpredigten in Zeiten öffentlicher Trauer auf medienwirksame Weise kommunizieren.

Das teuflische Warum

INSA MEYER

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Ps 22,2/Mk 15,34

Mit diesem Schrei wendet sich der gekreuzigte Jesus an seinen Gott. Immer wieder stimmen Menschen ein in diesen Schrei – in größter Angst, gepeinigt von Schmerzen, in Ungewissheit und Verzweiflung. Wer hätte sie nicht schon gestellt, ausgesprochen oder im Stillen, die Frage nach dem Warum? – „Warum ich?“ In dieser Frage artikuliert sich das Leiden, nicht nur am persönlichen Schicksal oder das Mitleiden an den Schicksalsschlägen anderer, mit dieser Frage artikulieren sich Verzweiflung und Ungewissheit, ein Irrewerden an dem, was die Welt und das eigen Leben bisher zusammenhielt und sinnvoll machte.

Dabei stellt sich die Warum-Frage zunächst einmal als eine ganz alltägliche dar, unbelastet von der Wucht, mit der sie im skizzierten Kontext begegnet. Wie sich an der „Warum-Phase“ in der Entwicklung von Kindern bereits erkennen lässt, dient diese Frage der Aneignung der Welt, dem Verstehen von Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhängen des täglichen Lebens. Auf diese Weise ermöglicht sie es, sich in dieser Welt zu verorten und sich gestaltend in ihr und mit ihr zu entwickeln. Insofern sie also eine verlässliche Welterfahrung als Grundlage des Lebens in der Welt überhaupt erschließt, ist die Warum-Frage und die mit ihr einhergehende Darum-Antwort zutiefst menschlich. Und eben darum ist es auch zutiefst notwendig, diese Frage zu stellen. Umso überraschender erscheint es, dass ausgerechnet Martin Luther, der Reformator, der dem Volk „auf's Maul schaut“, in vielen Äußerungen die Unmöglichkeit, ja die Gottlosigkeit dieser Frage feststellt. Geradezu *teuflisch* nennt er sie, die Warum-Frage. Und zwar deswegen, weil sie den Menschen auf sich selbst zurückwerfe und ihn so immer tiefer in den Teufelskreis der Selbstverkrümmung, der Drehung um sich selbst führe.

Soll man diese Frage also verbieten? Muss sie in Gottesdiensten und Seelsorgegesprächen angesichts von Katastrophen und Unglücksfällen umgangen werden?

Nein! Die Frage nach dem Warum muss gestellt werden, weil sie menschlich und weil sie göttlich ist. Nur, wie so oft, kommt es darauf an, *wie* sie gestellt wird.

Die folgenden Erwägungen nähern sich der sogenannten Theodizeefrage über das Warum und versuchen – einmal mehr – Luthers Unterscheidung von verborgenem und offenbarem Gott fruchtbar zu machen für ein Nachdenken über Leid und Tod,

die als sinnlos und unnötig und so als ungerecht(fertigt) erlebt und Gott vorgeworfen werden.¹

I. Das Warum als Inbegriff der Anfechtung

Stellt sich die Warum-Frage zunächst also als Inbegriff des kosmologischen Weltvertrauens dar, weil sie damit rechnet, dass dem Warum ein Darum zugeordnet werden kann und so eine zuverlässige Orientierung und Selbstverortung im Weltganzen möglich wird, macht sich Unsicherheit breit, sobald man über das Weltganze hinausfragt. Wer dies tut, gerät ins Schlingern oder – mit Luthers Worten – in Anfechtung. Luther äußert sich in verschiedenen Kontexten über die Warum-Frage als Inbegriff der Anfechtung: Im Zusammenhang der Frage nach der Herkunft der Sünde interpretiert Luther das Versprechen der Schlange an Eva und Adam, zu sein wie Gott, und das Begehren der Menschen danach als Suche einer Antwort auf die Frage, warum Gott dies oder das tue.² Das Sein-wie-Gott impliziert also ein Durchschauen Gottes, eine Einweihung in die Beweggründe seines Handelns. Im Kontext der sogenannten Prädestinationsanfechtung, der bangen Frage des/der Glaubenden, ob er/sie denn erwählt sei, diagnostiziert Luther ein ähnlich gelagertes Phänomen: Der Mensch sucht Einsicht in die Beweggründe Gottes. Er will wissen, ob er selbst erwählt sei und darüber hinaus, warum er erwählt sei oder nicht, und wie es sich bei den anderen Menschen verhalte.³ Auch im Kontext der Frage des Endgerichts hält Luther fest: „Es geburt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der vater seiner Macht furbehalten hat’. Sol mans den nicht wissen, do mag man stille schweigen, oder ich werde den Hals brechen. Was ehr aber nicht offenbaret, das ist unmöglich zu verstehen, wen du dich gleich druber zerrissest. Derhalben so hute dich fur der anfechtung, die sonst sehr gemein ist, das man wissen wil: ‚Worumb thut doch Gott das? Lieber, hute dich fur dem Quare, oder du sturtzest den Hals.’“⁴ Nun können Menschen aber gar nicht anders, als „über die Welt hinaus“ zu fragen, schon deswegen, weil es bestimmter Überzeugungen vom Verfasstsein der Welt

1 Vgl. z. B. auch Goebel, Hans Theodor: Wie verborgen ist der verborgene Gott? Luthers Rede von Gott – theologisch befragt, in: Reformierte KirchenZeitung 140 (1999), 343-350; Hirschler, Horst: Luthers Rede vom verborgenen Gott und unsere Leiderfahrung, in: Una Sancta 55 (2000), 302-315; Otto, Werner: Verborgene Gerechtigkeit: Luthers Gottesbegriff nach seiner Schrift *De servo arbitrio* als Antwort auf die Theodizeefrage, Regensburger Studien zur Theologie 54, Frankfurt am Main/u.a. 1998.

2 Predigt am Sonntag Reminiscere (1538), WA 46 209,3-10; Predigt am Tage Mariä Heimsuchung (1538), WA 46 476f.; WA.TR 1 515,1-9, vgl. 516,9-19. Martin Luther wird auch im folgenden zitiert nach Luther, Martin: Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883ff. (abgekürzt WA; WA.TR bezeichnet die Tischreden). Angeben werden der Band, die Seite und gegebenenfalls die Zeilen.

3 So z.B. im Sermon von der Bereitung zum Sterben (1522), WA 2 688,13-16: „dan was ist es anders, das ich’s wissen will, ob ich vorsehn sey, dan ich will alls wissen, was gott weyß und yhm gleych sein, das er nichts mehr wisse, dan ich, und alßo gott nicht gott sey, ßo er nichts ubir mich wissen soll?“

4 Matthäus 18-24 in Predigten ausgelegt (1537-1540), WA 47 543,4-40.

bedarf, um sich in ihr zu orientieren. Die Warum-Frage „über die Welt hinaus“ ist dabei eine (Über-)Steigerung der dem Aufbau einer verlässlichen Welterfahrung dienenden Warum-Frage. Es ist gänzlich unvermeidlich, dass Menschen hier – eigene – Antworten finden; nur werden sie damit nicht recht glücklich, denn sie überlasten sich selbst. So müssen sie an sich und den möglichen Antworten, die sie sich geben können, verzweifeln.

Diese Situation belegt Luther mit dem Terminus der Sünde. Sie wird aufgedeckt durch die Anrede Gottes in Gesetz und Evangelium, die sich nach Luther durch Worte der Bibel unter dem Wirken des Heiligen Geistes ereignet. Gottes Anrede im Gesetz deckt dabei auf, dass Menschen sich selbst bestimmen, sich selbst eine Orientierung geben, also eine handlungsleitende Idee finden müssen. Und dass sie darin zwangsläufig scheitern, weil sie, indem sie sich eine solche Idee geben, mit der Notwendigkeit der Selbstbestimmung umgehen, als hätten sie keine Herkunft. Indem sie sich eine solche Idee geben, nehmen sie faktisch die Stelle Gottes ein, der selbst der Sinnhorizont menschlichen Lebens ist. Das ist er, weil die Struktur, handeln und Maßstäbe dafür finden zu müssen, von ihm kommt. Er bestimmt Menschen dazu, sich selbst zu bestimmen. Und Menschen übernehmen sich, wenn sie diese Selbstbestimmung ohne das Bewusstsein der Herkunft dieser Struktur vollziehen. *Gesetz* bezeichnet bei Luther also eine *menschliche Grundstruktur*. Diese wird aber erst sichtbar, wenn Gott selbst den Menschen anspricht und sie ihm so einsehbar macht. Neben der Anrede Gottes im Gesetz steht die im *Evangelium*: Gott bejaht den Menschen und erkennt ihn *unbedingt* an. Hier wird der Mensch nicht als Handelnder, sondern als Person angesprochen, denn in der Anrede des Evangeliums werden Person und Handlung/Werk einerseits unterschieden und andererseits unabdingbar zusammengedacht: Durch die Anteilgabe an Gott selbst, die mit dem Wort „Glaube“ markiert ist, wird ein Verzicht auf den *selbstmächtigen* Vollzug der Selbstbestimmung/Selbstorientierung möglich und geübt, jedoch ohne aus der Verantwortung, sie überhaupt zu vollziehen, entlassen zu werden.⁵ Diese Sprachform des Evangeliums ist performativ, das heißt, zugesprochen wird etwas, das noch nicht war, bevor es ausgesprochen wurde, und das nicht wäre, wenn es nicht ausgesprochen würde. Angesprochen wird nicht eine dem Menschen inhärente Entwicklungsmöglichkeit, sondern der Sprechende, Gott selbst, verpflichtet sich dazu, das Zugesprochene auch einzulösen. Die sich auf diese Weise erzeugende Gewissheit des Glaubens bleibt dabei in einer Spannung, denn sie ist Gottesgewissheit als Selbstgewissheit. Dass sich Gewissheit als Zugänglichkeit Gottes und damit der gesuchte Lebenssinn einstellt, ist unverfügbar, aber sie stellt sich, wenn überhaupt, dann nur auf diesem risikoreichen Weg des Sich-auf-Gott-hin-Verlassens, um von ihm ergriffen zu werden, ein.

⁵ Vgl. Korsch, Dietrich: Martin Luther zur Einführung, Hamburg 1997, 47-55, sowie ders.: Glaubensgewissheit und Selbstbewusstsein. Vier systematische Variationen über Gesetz und Evangelium, Beiträge zur Historischen Theologie 76, Tübingen 1989, 228-234.259f.

Das Problem der Warum-Frage als Inbegriff der Anfechtung liegt nach Luther nun also darin, dass der Mensch sich auf Gottes Stufe oder gar über ihn zu stellen versucht, wenn er mit seiner Vernunft ergründen will, warum Gott dies oder das tue. So führt sie geradewegs zur Sünde als dem *selbstmächtigen* Vollzug menschlicher Selbstbestimmung, an dem der Mensch jedoch scheitern muss, weil er als Geschöpf auf *Gott* als Grund seiner Existenz ausgerichtet ist.

Ist diese mit dem Glauben sich einstellende Klarheit über die Verfasstheit seines Selbst (noch) nicht vorhanden, wird der Mensch bzw. sein Wille – im bekannten Bild vom Lasttier gesprochen⁶ – vom Teufel geritten. „Teufel“ steht dann für eine Lebenseinstellung oder Selbstbestimmung, die ihrer Herkunft nicht inne ist. Ein Mensch, der so lebt, vollzieht seine Selbstbestimmung scheinbar in völliger Freiheit und Selbstverantwortung und merkt dabei nicht, dass er gerade so unfrei ist, weil er den Grund seiner Freiheit nicht erkennt. Auf diese Weise *ist* das Steuerungszentrum seines Willens bereits *besetzt*, und zwar nicht von Gott, sondern von menschlichen Ideen oder „weltlichen“ Gegenständen. In vermeintlicher Freiheit macht sich der Mensch von „weltlichen“ Gegenständen und Umständen abhängig und wird so von ihnen beherrscht. Diese *Struktur* bezeichnet Luther als Teufel.⁷

Das Problem ist – wie oben bereits festgestellt – dass die Einsicht in diese Zusammenhänge nicht vom Menschen selber herbeigeführt werden kann. Gott muss ihm den Glauben schenken,⁸ – oder sollte man besser sagen: durch seine Anrede in Gesetz und Evangelium abringen? – und zwar nicht nur einmal und grundsätzlich, sondern immer wieder neu; denn wieder und wieder klopft mit der Anfechtung, die sich aus Leid und empfundener Ungerechtigkeit ergibt, der Unglaube an die Tür in Gestalt der Frage: „Ob es Gott auch wirklich gut meint mit mir? Wenn er es gut meinte, müsste er es doch eigentlich anders machen. Warum also ...?“

Um der Sünde und damit der eigenen Ambition Herr zu werden, sein Leben eigenmächtig zu bestimmen und so Gott sein zu wollen, gibt es nach Luther nur einen Weg: Sich der Heiligen Schrift auszusetzen. In der Bibel, vor allem im Zeugnis von Jesus Christus, hat Gott sich offenbart. Hier hat Gott – verborgen in der Gestalt des leidenden Christus und deshalb nicht für alle Menschen, sondern nur für die Glaubenden einsehbar – gezeigt, wer er ist und wie er zu uns Menschen steht. Aber in Christus hat er sich gerade so offenbart, dass der die Menschen, und zwar *alle* Menschen, am Ort ihrer eigenen Gottverlassenheit aufsucht, einer Gottverlassenheit, die mit der selbst angemaßten letzten Antwortkompetenz auf die Warum-Frage verbunden ist. In den Worten der Heiligen Schrift ereignet sich die unverfügbare Begeg-

6 Vgl. De servo arbitrio (1525), WA 18 635,17-22.

7 Vgl. Korsch: Glaubensgewissheit (Anm. 5), 227f., sowie WA 18 679,31-33. Natürlich trägt der Teufel bei Luther die Züge einer mythologischen Gestalt, wie es zu seiner Zeit üblich war. Darunter jedoch beschreibt Luther mit dem Teufel die Struktur einer menschlichen Existenz, die sich nicht durch Gott bestimmen lässt, sondern sich ihre eigenen Götter macht und dadurch letztlich sich selbst zum Gott wird.

8 Vgl. Luthers Auslegung des dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses im Kleinen Katechismus (1529), WA 30/1 296ff.

nung des Menschen mit Gott durch die Anrede in Gesetz und Evangelium. In der Begegnung mit dem Wort Gottes entsteht der Glaube. Hier vollzieht sich der Übergang des Menschen vom Sünder zum Gerechtfertigten und nirgendwo sonst. Deshalb spielen Lektüre und Auslegung der Bibel für Luther eine so entscheidende Rolle.

In seiner Schrift *De servo arbitrio* unterscheidet Luther von diesem in Christus verborgen-offenbaren Gott den in seiner Majestät verborgenen Gott.⁹ Er tut dies im Kontext der Frage nach der Erwählung und dem Bösen. Dabei kommt er nicht nur an die Grenze dessen, was man erkennen und wissen kann, sondern auch an die Grenze des Sagbaren. Warum Gott den einen erwählt und den anderen nicht, ist und bleibt sein Geheimnis. In Jesus Christus hat Gott sich den Menschen gegenüber festgelegt: Er will, dass Menschen gerettet werden (vgl. 1. Tim 2,4). Dafür hat er sich selber eingesetzt, und darauf ist Verlass. Diese Festlegung Gottes geschieht aber aus einer grundsätzlichen Unbestimmtheit Gottes heraus. Und diese Unbestimmtheit, die den Hintergrund oder Horizont der göttlichen Selbstfestlegung oder Selbstbestimmung bildet, nennt Luther „verborgener Gott“. Dieser Hintergrund muss in seiner Unbestimmtheit auch zu Gott dazu gehören, weil aus ihm heraus ja die göttliche Selbstfestlegung erfolgt – und zwar nicht mit Notwendigkeit, sondern aus Freiheit. Jedoch kann man über diesen Hintergrund absolut nichts wissen und sagen, weil er eben unbestimmt ist. Er ist uns verborgen.¹⁰ Das heißt aber auch: In Gott selbst gibt es eine Tendenz, die furchtbare Unbestimmtheit absoluter Macht, die jedenfalls zu ihm gehört, hinter sich zu lassen – in der Selbstbestimmung in Christus. Genau darin gründet die menschliche Hoffnung, dass Gott bei seiner eigenen Selbstfestlegung bleibt, auch und gerade dann, wenn die Gründe dafür nicht einsehbar sind.

Nun gerät Luther – wie bereits angedeutet – hier an eine theologische und sprachliche Grenze, und so ist es auch zu erklären, dass er selbst hier und da mehr über den verborgenen Gott sagt, als er nach seinen eigenen Voraussetzungen eigentlich wissen kann und also sagen darf. Zum Beispiel spricht er im bereits erwähnten Zusammenhang von zwei Willen Gottes, nämlich dem Willen des offenbaren Gottes, der rettet, erwählt und lebendig macht, und vom Willen des verborgenen Gottes, der tötet und verwirft. Das ist inkonsequent. Handelt es sich bei der Unterscheidung von verborgenem und offenbarem Gott nicht um einen Dualismus zweier Götter oder einen Gegensatz in Gott selbst (der wieder der Vermittlung und insofern eines – dritten – „Übergottes“ bedürfte), sondern um den unbestimmten Hintergrund des sich selbst in Freiheit bestimmt habenden Gottes, dann kann man ihm auch keinen Willen zuschreiben. Dann kann man weder ein Verwerfungshandeln noch das Wirken von Tod und Bösem diesem verborgenen Gott zuschreiben, sondern muss ihn in

9 Vgl. z.B. WA 18 685,2 – 686,3.

10 Vgl. WA 18 684ff., sowie Korsch: Luther (Anm. 5), 82-97, und Korsch: Glaubensgewissheit (Anm. 5), 233-241.

seiner Unbestimmtheit stehen lassen.¹¹ Und weil das so ist, weil es in Verzweiflung und Verwirrung führt, dieser Unbestimmtheit Bestimmtheiten im Sinne von Interessen oder Handlungsmotivationen entlocken zu wollen, deshalb sagt Luther zu Recht: „Was über uns ist, geht uns nichts an.“ – „Quae supra nos, nihil ad nos.“¹² Der verborgene Gott ist also ein notwendiger Grenzgedanke zum offenbaren Gott, weil sonst die „Herkunft“ des offenbaren Gottes nicht klar ist, weil sonst die Freiheit zu Gottes Selbstfestlegung, seiner Selbstbestimmung zum Heil des Menschen nicht gedacht werden kann, aber mehr ist er nicht. Warum Gott den einen erwählt und den anderen nicht, kann aus dieser Denkfigur ebenso wenig erhoben werden wie eine Antwort auf die Frage, warum Gott das Böse zulässt. Das einzige, was man aufgrund seiner Selbstoffenbarung in Christus über Gott sagen kann, ist: Er will erwählen, er will retten, er will Leben schaffen. Warum er es hier und da nicht tut, bleibt unverfügbar. Wer sich dennoch anheischig macht, hier Antworten zu finden, dem wird Gott aufgrund seiner Unbestimmtheit außerhalb Jesu Christi unweigerlich zum Teufel im Sinne einer bösen, weil lebensfeindlichen Macht, – der kann bald zwischen sich selbst, Gott und dem Teufel nicht mehr unterscheiden. Deshalb kann Luther die Warum-Frage auch als das *teuflische* Quare bezeichnen,¹³ weil sie Gott und den Teufel, Gott und die Welt, Gott und das Selbst verwechselbar werden lässt. Was folgt aber nun aus diesen Einsichten Luthers, die für die evangelische Art, Glauben zu verstehen und zu leben, ja durchaus paradigmatisch sind? Können wir überhaupt von einem Warum zu einem Darum gelangen? Und wenn ja, wie? Oder ist das ganz und gar unmöglich? Darf dann die Frage nach dem Warum angesichts von Leiden und Tod nicht mehr gestellt werden? Ist sie gar als eine Gotteslästerung per Kirchengesetz zu verbieten? Oder sollte sie in Gottesdiensten anlässlich von Katastrophen und Krisen diskret übergangen werden?

II. Das menschliche, göttliche und biblische Warum – Darum

Die Frage nach dem Warum kann nicht übergangen werden – und wenn sie noch so gefährlich ist, und zwar deshalb, weil sie sich nicht zum Schweigen bringen lässt. Sie kann nicht verboten werden, weil sie zur Existenz des Menschen dazugehört und für seinen Umgang mit der Welt und seine Orientierung in ihr unerlässlich ist. So-

11 „Der springende Punkt im Widerfahrnis des Deus absconditus liegt nicht allein im Widerfahren des Bösen, sondern in dessen undurchsichtiger Vermischung mit dem Guten, also in der Uneindeutigkeit und Ungewissheit, die darin liegt, dass Gott ‚Leben, Tod und alles in allem wirkt‘ [...]“ (Bayer, Oswald: Martin Luthers Theologie. Eine Vergegenwärtigung, 2., durchges. Aufl., Tübingen 2004, 182) Vgl. dazu Thr 3,37f.; Jes 45,7; Am 3,6.

12 WA 18 685,6f. Vgl. dazu Jüngel, Eberhard: Quae supra nos, nihil ad nos. Eine Kurzformel der Lehre vom verborgenen Gott – im Anschluss an Luther interpretiert, in: Ders.: Entsprechungen: Gott – Wahrheit – Mensch. Theologische Erörterungen, München 1980, 202-251.

13 „Darum laß dir seinen guten Willen gefallen, und klügel nicht mit dem teuflischen Quare? worum? in göttlichen Worten und Werken.“ (WA.TR I 516,14-16; vgl. auch 515,6)

lange Menschen mit einer Vernunft ausgerüstet sind, die handlungsleitende Prinzipien entwirft und danach ihre Urteile fällt, wird auch Gottes Handeln aus der Beurteilung nicht ausgeschlossen werden können. Solange Menschen als Sünder existieren, werden sie sich über Gott zu stellen versuchen und sein Handeln beurteilen wollen. Weil Menschen überhaupt und weil sie immer schon und immer noch als Sünder existieren, stellen sie die Warum-Frage.

Die Frage nach dem Warum zu übergehen oder zu verbieten, wäre aber nicht nur nicht *menschlich*, sondern auch nicht *göttlich*. Glaube und Gott gehören zusammen, weil nur der Glaube Gott als Herkunft seiner Selbstbestimmung erkennt und nur Gott den Glauben schafft.¹⁴ Jedoch gehört auch die Anfechtung zum Glauben unabdingbar hinzu, weil Glaube eben kein ein für allemal erreichbarer Zustand ist, sondern immer wieder neu geschaffen und erhalten werden muss. Und wenn nun die Warum-Frage den Inbegriff der Anfechtung darstellt, dann ist sie auch eine göttliche Frage. Weil also nicht nur Gott und Glaube, sondern auch Gott und Anfechtung zusammengehören, weil die Warum-Frage so untrennbar ist von der Gottesbeziehung, darum ist sie auch eine göttliche Frage. In zugespitztester Form zeigt sich die Göttlichkeit dieser Frage am Kreuz Jesu Christi: Dort hat Gott selbst sich der Warum-Frage ausgesetzt.

Umso dringlicher stellt sich nun allerdings das Problem des Umgangs mit dem nunmehr teuflisch-göttlichen Warum. Weil diese Frage eine menschliche und eine göttliche ist, darum ist sie auch in der Bibel nicht zum Schweigen gebracht. Wie sie dort gestellt wird, daraus lassen sich Hinweise entnehmen, die auch für einen heutigen Umgang mit dem Warum und seine Überführung in ein Darum fruchtbar gemacht werden können.

Zentral taucht die Warum-Frage in den Psalmen auf.¹⁵ Bedrängt von einer Notlage (Krankheit, Feindbedrohung, empfundene Ungerechtigkeit), die als Einbruch der Todesmacht in das Leben und damit als Lebensminderung und Bedrohtsein durch den Tod verstanden wird, wenden sich Menschen an Gott: Sie klagen ihm ihr Leid, ihre Bedrängnis, ihre Not und äußern oft genug ihr mangelndes Verständnis für ihr Geschick; denn unter der Voraussetzung eines funktionierenden Tun-Ergehen-Zusammenhangs müsste der Gottfürchtige ein blühendes und der Gottlose ein armseliges Leben führen. Angesichts des offenkundigen Versagens dieses Modells wird nach den Ursachen dafür gefragt, die aufgrund der häufig betonten Unschuld der Betenden nur in der Willensänderung Gottes liegen können.

Vielfach wird das Erleben des Leidens als Gottverlassenheit mit dem Ausdruck, Gott wende sein Angesicht ab, in Verbindung gebracht.¹⁶ Von besonderer Bedeutung ist dabei der im Anschluss an die verzweifelten Warum- und Wie-lange-Fragen häufig anzutreffende sogenannte „Stimmungsumschwung“, der für die Gattung der „Klagelieder des einzelnen“ charakteristisch ist: Hatte Joachim Begrich seinerzeit

14 „Denn die zwey gehören zuhauffe, glaube und Gott.“ (WA 30/1 133,7)

15 Vgl. beispielhaft Ps 10,1.13; 22,2; 42,10; 43,3; 44,10.25; 74,1.11; 79,10; 88,15; 115,2.

16 Vgl. z.B. Ps 10,11; 22,25; 44,25; 88,15.

einen äußeren Grund für die in vielen Klageliedern des einzelnen zu verzeichnende Wende von der Klage zum Lob in Form eines „priesterlichen Heilsorakels“ angenommen, „das dem Beter im Namen seines Gottes die Erhörung seiner Bitte zusagte und das seine Stelle nach der Klage und Bitte und vor der Gewissheit der Erhörung und dem Gelübde hatte“¹⁷, so geht die Tendenz heute eher dahin, einen inneren Grund für diesen „Stimmungsumschwung“ namhaft zu machen, weil Nachweise für ein solches Heilsorakel an die Psalmisten aus Priestermund bisher nicht erbracht werden konnten.¹⁸ Bernd Janowski zeigt am Beispiel von Ps 22, wie dieser Stimmungsumschwung in der „Spannung zwischen *erfahrener Gottverlassenheit* und *erhoffter Gottesnähe*“¹⁹ als Resultat eines Gebetsprozesses zustande kommt, in dem das Gottvertrauen den Zweifel überwiegt und so die Rettung – vorwegnehmend – ausgesprochen und gerühmt werden kann.²⁰ Im Rahmen dieser Interpretation wird deutlich, wie ein lebensdienlicher Umgang mit der Warum-Frage aussehen kann: Es ist das In-Kontakt-Treten, das Reden und Ringen mit dem sich abwendenden und so als ungerecht oder gar als abwesend erlebten Gott.

Dieser Kontakt ist auch für Hiob wesentlich. Auch er stellt Gott die Warum-Frage.²¹ Im Unterschied zu den meisten Psalmen, die es bei der Klage bewenden lassen, geht er jedoch noch einen Schritt weiter und fordert Gott zum Rechtsstreit heraus. Er fordert Einsicht in seine Anklageschrift, damit er sehe, weshalb er so leiden muss, und er klagt Gott an, unschuldig bestraft zu werden.²² Weil es aber Gott ist, dem er alles verdankt, das Gute wie das Böse, weil es Gott ist, der ihm so übel mitspielt, den er aber gleichzeitig als seinen Gott für gerecht und gut hält, gerät Hiob in einen Zwiespalt: Von dem Gott, der sich ihm verbirgt, weil total ungewiss geworden ist, was von ihm zu erwarten sei, flieht er zu dem Gott, an dem er immer noch festhält, weil er von ihm alles Gute erwartet, dem Gott, der ihm früher offenbar war. Hiob ruft „Gott gegen Gott“ an, den Gott, der sich ihm offenbart hat, als Verteidiger gegen den verborgenen Gott, den er aufgrund seines unbestimmten Wirkens anklagt – und kann doch Gott von Gott nicht trennen.²³

Der prominente Ort der Warum-Frage ist also, alttestamentlich betrachtet, die Klage. Das ist deshalb angemessen, weil die Klage in Verbindung mit der Bitte um Wendung der Not tiefster Ausdruck menschlicher Angewiesenheit ist. In Klage und Bitte ist der Mensch ganz bei sich und ganz bei Gott, indem er die Grundrelation der asymmetrischen Angewiesenheit zwischen Schöpfer und Geschöpf artikuliert und mit

17 Begrich, Joachim: Das priesterliche Heilsorakel, in: ZAW 52 (1934), 81-92, hier 81.

18 Vgl. Kessler, Rainer: Der antwortende Gott, in: Wort und Dienst 21 (1991), 43-57, bes. 52f., und Janowski, Bernd: Konfliktgespräche mit Gott. Eine Anthropologie der Psalmen, Neukirchen-Vluyn 2003, 75-84 (dort weitere Literaturangaben).

19 Janowski: Konfliktgespräche (Anm. 18), 77 (Hervorhebungen im Original).

20 Vgl. Janowski: Konfliktgespräche (Anm. 18), 77-84, bes. 80.

21 Vgl. z. B. Hi 3,11.12.20; 7,19-21; 10,2.18; 13,24; 21,7; 24,1.

22 Vgl. Hi 31, bes. 31,35f., vgl. auch 13,3; 19,6f., aber auch 9,1f.15.

23 Vgl. Hi 16,19-21; 19,25-27.

der Bitte um Wendung der Not durch Gott auch anerkennt. Gleichzeitig bittet er Gott um die Anerkennung dieser Beziehung, die in Form der Hilfe erfolgt: Der Schöpfer erkennt sein Geschöpf und sein eigenes Schöpfersein an, indem er (Leben) schafft, also hilft.²⁴ Und dabei ist es genau diese rechte Zuordnung von Gott und Mensch in der Klage, die die Rettungserfahrung als *Rettungs-* und damit *Gnaden-*Erfahrung allererst ermöglicht. Die Warum-Frage als Klage artikuliert das Angewiesensein des Geschöpfes auf seinen Schöpfer und ist insofern eine *menschliche* und eine *göttliche* Frage. Deshalb wird sie auch von Jesus am Kreuz formuliert (Mk 15,34 parr).

Teuflich wird die Frage, wo sie aus dem Rahmen der Klage herausgenommen und in den Rahmen des Rechtsstreits oder der Anklage gestellt wird: Dort erhebt sich die Vernunft zur Richterin, und mit ihr macht sich der Mensch zum Gott. Weil der Mensch hier Gott nicht als Gott und sich nicht als Geschöpf anerkennt, sondern die Asymmetrie in der Anerkennungsbeziehung Gott-Mensch verkehrt, so dass nicht der Mensch von der Anerkennung durch Gott, sondern Gott von der Anerkennung durch den Menschen abhängig wird, deshalb ist hier der Teufel am Werk, der Teufel in Gestalt eines Menschen, der die Welt „im innersten zusammenhalten“ will und es doch nicht vermag. Diesem Menschen begegnet Gott als Teufel, weil der Mensch selbst es ist, der sich eine Verantwortung aufbürdet, die er nicht tragen kann. Für diesen Menschen fallen Gott, Teufel, Welt und er selbst in der immer schneller werdenden Drehung um sich selbst ununterscheidbar zusammen.

III. Die Transformation des Warum im Gottesdienst

Wenn es die Aufgabe der Theologie ist, Gott und Mensch recht zu unterscheiden, wie Martin Luther konstatiert,²⁵ dann muss sich dies im Gottesdienst abbilden. Gottesdienst ist dann die Feier der rechten Unterscheidung und also auch der rechten Zuordnung von Gott und Mensch. Er ist die Feier der gegenseitigen, aber asymmetrischen Anerkennungsbeziehung von Gott und Mensch und darin nicht nur ein Zu-Gott-, sondern auch ein Zu-sich-selbst-Kommen des Menschen.

Viele Gottesdienstordnungen sehen im Proprium des normalen Sonntagsgottesdienstes einen Teil vor, in dem Klage und (Für-)Bitte artikuliert werden. Hier ist Raum für die Warum-Frage. In Gottesdiensten, die anlässlich von Naturkatastrophen, Unglücksfällen und Gewalttaten gefeiert werden, steht die Warum-Frage offiziell oder insgeheim im Mittelpunkt. Wir können nicht erklären, warum unzählige Menschenleben immer wieder von Naturgewalten ausgelöscht werden oder Menschen ihresgleichen mutwillig töten. Wir können den Kausalmechanismus der Natur nicht mit der liebenden Selbstbestimmung Gottes in Verbindung bringen. In unserer Ohnmacht wenden wir uns an Gott und fragen: „Warum lässt du das zu?“ Klagend fas-

²⁴ Vgl. Korsch: Luther (Anm. 5), 65-67.

²⁵ Vgl. Auslegung des 51. Psalms (1532), WA 40/2 327,11 – 328,5.

sen wir unsere Zweifel, unsere Wut und unsere Trauer in Worte, geben der Anfechtung Raum, die die Diskrepanz zwischen erfahrener und aufgrund des Glaubens erhoffter Wirklichkeit nach sich zieht. Klagend und bittend erwarten wir, dass Gott uns aus dieser Anfechtung, aus dem Zweifel an seiner Güte und Gerechtigkeit herausführt, dass es uns gelingen möge, das Leiden anzunehmen, vielleicht sogar einen Sinn darin zu sehen. In unserer Klage wenden wir uns an Gott und lernen im Vollzug dieser Klage zu unterscheiden: den uns in Gesetz und Evangelium ansprechenden Gott, der gerade so auch für uns ansprechbar geworden ist, von dem verborgenen Gott, der nicht erkannt werden kann und will. Letzterem ist aufgrund seiner Unbestimmtheit nichts zu klagen. An ihn kann man sich mit seiner Bitte nicht sinnvoll wenden, weil gar nicht klar ist, was von ihm erwartet werden kann. Er ist der Gott, der Leben und Tod und alles in allem schafft. Er ist der Allmächtige, nicht, weil er alles *kann*, sondern weil er alles *tut*.²⁶ Sich mit diesem Gott einzulassen, führt noch tiefer in die Anfechtung, weil er in seiner Unbestimmtheit die Zweifel an der Güte Gottes zementiert und damit entweder zum Atheismus oder zur Überzeugung von der Bosheit Gottes führt. Deswegen besteht Luther so sehr darauf, auf Christus zu blicken, sich diesen unbestimmt-verborgenen Gott nichts angehen zu lassen und von ihm und vor ihm in die Arme des offenbaren Gottes zu fliehen, bevor man tiefer und tiefer in die Anfechtung stürzt.²⁷

Weil aber, wenn es doch geschehen ist, kein Mensch sich allein aus seiner Anfechtung befreien kann, ist es wichtig, gerade in Krisensituationen Gottesdienste zu feiern. Nur Gottes Ansprache kann den Menschen aus seiner Anfechtung befreien und ihm eine neue Perspektive auf sein Leiden schenken. Und diese Ansprache ereignet sich regelmäßig und verlässlich durch Worte der Bibel. Hier ist das Evangelium zu finden – als Erzählung von dem sich selbst bestimmenden und erniedrigenden Gott. Dieses Evangelium erst befreit von dem Gesetz, dessen sich der Teufel bedient, wenn er es moralisch und buchstabengetreu anwendet. Im Angesprochenwerden von diesem Gott und im Hilfeschrei an ihn ereignet sich die Unterscheidung von offenbarem und verborgenem Gott. Und sie ist eine heilsame Unterscheidung, weil Gott selbst sie dem Menschen zuteil werden lässt. Gott ermöglicht es dem Menschen so, sich allein auf die liebende Selbstbestimmung seiner selbst als des offenbaren Gottes zu verlassen und sich den unbestimmt-verborgenen Gott nichts angehen zu lassen.

Hier hat die Warum-Frage ihren Ort: Im Klage- und Bittgottesdienst, in der öffentlichen und in der privaten Zwiesprache mit Gott, dort, wo Gottes Verheißungen zugesprochen werden. Hier ist sie eine menschliche und eine göttliche Frage, weil sie dem Leiden Worte verleiht und Gott und Mensch in rechter Weise aufeinander be-

²⁶ Vgl. WA 18 718,28-31.

²⁷ Vgl. WA 18 784,34-39. Dazu Ebeling, Gerhard: Lutherstudien, Bd. 2., Disputatio de homine. Dritter Teil. Die theologische Definition des Menschen. Kommentar zu These 20-40, Tübingen 1989, 265.

zieht. So bereitet sie der Erfahrung von Halt und Trost – vielleicht sogar von Sinn – im Leiden den Weg.

IV. Vom Warum über das Darum zum Dennoch

In den vorausgegangenen Ausführungen wurde die Warum-Frage als eine dreifache gekennzeichnet: Zunächst als eine natürlich-menschliche, die der Weltaneignung dient; sodann als eine ebenfalls natürlich-menschliche Grenzüberschreitung, die über die Welt hinaus fragt nach deren Verfasstheit; drittens als ein klagendes Warum, das sich mit der Bitte um Hilfe an seinen Schöpfer wendet. Mit der so genannten „Theodizee“ als der Frage nach der Gerechtigkeit Gottes angesichts des Leides in der Welt berühren sich die zweite und die dritte Art des Warum. Während die zweite Weise, die Warum-Frage zu stellen, als teuflisch bezeichnet werden kann, weil sie zwar von Menschen immer wieder so gestellt wird, jedoch in Anfechtung und Verzweiflung und damit an den Rand des Unglaubens führt, kann die dritte Warum-Fragestellung als die eigentlich menschliche und göttliche bezeichnet werden, weil in ihr Gott und Mensch recht voneinander unterschieden und recht aufeinander bezogen werden.

Die Lösung des entscheidenden Problems, nämlich der Transformation von der zweiten Weise, die Warum-Frage zu stellen, in die dritte, wird nun im wechselseitigen Kontakt von Gott und Mensch gesehen, der sich in Gebet, Seelsorge und Gottesdienst ereignen kann. In der Zusage des Evangeliums „Du bist von Gott unbedingt bejaht.“ liegt die Darum-Antwort auf die Warum-Frage. Allerdings passt dieses Darum nicht so recht auf das Warum; es ist gleichsam zu groß, denn es antwortet grundsätzlicher als die Warum-Frage fragte; es antwortet auf die in der Warum-Frage implizierte – und in die Anfechtung führende – Verdachtsfrage, ob es Gott auch wirklich gut mit mir meine. Das Darum der Ansprache Gottes im Evangelium hält unverrückbar fest: „Gott meint es gut mit dir!“ Als solches erklärt es aber den Sinn des Leidens nicht, nach dem die Warum-Frage eigentlich fragte. Auch in den Psalmen und bei Hiob finden wir keine Antworten, deren Darum auf das erfragte Warum passt. Auch diese Glaubenden leben von dem grundsätzlichen Bejahtsein durch Gott, das im Ringen mit ihm (wieder) glaubwürdig geworden ist – auf unverfügbare Weise. Dieses unbedingte Bejahtsein bringt die ursprüngliche Warum-Frage zwar nicht zum Schweigen, aber es beantwortet sie doch so, dass aus dem Warum ein Dennoch wird: Ein Vertrauen, das auf die *passende* Darum-Antwort verzichten kann.

Als Frage nach der Motivation, den Interessen und Beweggründen Gottes, dies zu tun und jenes zu lassen, sofern sie über die in Christus kundgewordenen hinausgehen, ist die Frage nach dem Warum teuflisch und todbringend, weil sie uns mit dem verborgenen, dem unbestimmten Gott konfrontiert; in dieser Weise wird sie unvermeidlich immer wieder gestellt werden, so lange wir Menschen als gerechtfertigte Sünder unterwegs sind. In der Feier von Gottesdiensten und Andachten, aber auch

im seelsorglichen Gespräch, ist diese Weise, die Warum-Frage zu stellen, jedoch nicht einfach abzuweisen, sondern es ist auf ihre Transformation zu hoffen und – sofern das menschenmöglich ist – hinzuarbeiten. Gottesdienste, Andachten und Seelsorge angesichts von Katastrophen und Unglücksfällen bilden einen Raum für die Transformation der Warum-Frage von einer Anklage-Frage in eine Klage-Frage. Indem das teuflische Warum in einen kommunikativen religiösen Kontext gestellt wird, bekommt es Raum und Worte; unter der Zusage des göttlichen Darum kann es menschlich-göttlich werden. Weil in diesen Räumen Mensch und Gott recht voneinander unterschieden und einander zugeordnet werden, kann das unheilvolle und tödliche – das *teuflische* – Warum transformiert werden in ein lebensschaffendes und heilbringendes. Indem der Glaube klagend und bittend lernt, Gott von Gott zu unterscheiden, ereignet sich ein Übergang: Das teuflische Warum wird über das göttliche Darum zum Dennoch, einem Dennoch, das die Warum-Frage als Klage-Frage neu qualifiziert und dem Fragenden so neue Lebensmöglichkeiten eröffnet.

Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.

Ps 73,23

Inszenierte Bewältigung

Fernsehübertragung von Gottesdiensten bei gesellschaftlichen Krisen und Katastrophen

FRANK-MICHAEL THEUER

I. Unglücksfälle und Katastrophen im Fernsehgottesdienst - aber wie?

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es gibt keine Notfallgemeinde und keine Katastrophenliturgie. Aber, verständlich, das kollektive Bedürfnis zusammenzurücken, Wut, Klage und Trauer auszudrücken und, wo und wenn möglich, Trost zu finden. Das Fernsehen liefert die news – bad news are good news –, die Information breitet sich lichtschnell und weltweit aus. Der zerborstene ICE in Eschede, die einstürzenden Türme des World Trade Centers in New York, die zerfetzten Kinder in Beslan. Und zuletzt – aber sicher nicht als letzte Nachricht von Unglück, Leid und Tod – die Flutkatastrophe in Südasien. Was kann von Gottesdienst im Fernsehen im Umfeld solcher Unglücke erwartet werden?

Es sind nicht die Zahlen der Opfer, die aus Unglücken kollektive Katastrophen machen. Eschede zerstörte die Hybris moderner Hightech; mit dem World Trade Center stürzten die Symbole westlicher Kultur und Ökonomie – und mit Beslan und Madrid fielen die vermeintlichen Schranken des Terrors. Die unzählbaren Opfer der Tsunamiwelle erinnern an die überwunden geglaubte letztendliche Unbeherrschbarkeit der Natur.

Solche Art von Unglücksnachrichten löst eine schwer messbare kollektive Betroffenheit aus, die nicht mehr von den Entscheidungen der Nachrichtenredaktionen abhängt. Individuelles Leid verschwindet leicht darunter, oder wird, mehr voyeuristisch als journalistisch, in Nahaufnahmen für die Quote ausgenutzt. An anderer Stelle ist es gar der Gewöhnung anheim gefallen und keiner Nachricht mehr wert. Die Statistik der Verkehrstopfer hat sich mit dem ICE-Unglück in Eschede nicht wesentlich verändert, der Terror in Israel gehört zur Tagesordnung. Sind aber die geglaubten oder tatsächlichen Grundpfeiler der Gesellschaft über die Zahl der Opfer hinaus bedroht, sind dem entsprechend auch gemeinsame Handlungsmöglichkeiten notwendig und rar gleichermaßen. So sinnvoll Spendengala und Aktionsbündnisse auch sind, sie vermögen die Ohnmacht und Leere angesichts von Katastrophen wie der Flutwelle in Südasien nicht auszufüllen. Ohnmacht braucht Ausdruck, der die Macht- und Fassungslosigkeit auch eingesteht. Ohnmacht und Wut dieser Machtlo-

sigkeit gegenüber sind auch keine Fakten, über die ohne weiteres berichtet werden kann. Sie sind nicht fassbar oder darstellbar, haben keinen Nachrichtenwert. Sie widersprechen der Machbarkeitsüberzeugung moderner Weltsicht, die Katastrophen auf die Wirkung bestimmbarer Ursachen zurückführen will, die technisch, psychologisch, soziologisch oder politisch erklärbar sind.

Gottesdienst im Fernsehen trifft im Besonderen auf diese Situation, durch Erklärungen Unglücke fassbar und vielleicht gar vermeidbar erscheinen zu lassen. Gottesdienst im Fernsehen findet – jedenfalls für die Zuschauerinnen und Zuschauer – genau dort statt, wo Fakten, Hintergründe und Erklärungen frei Haus geliefert, Stimmung und Betroffenheit maßgeblich mitbestimmt werden und doch im Fall einer Katastrophe dem Bedürfnis nach Halt und Vergewisserung letztlich nicht entsprochen werden kann. Gottesdienst im Fernsehen steht in der Konkurrenz der Bilder: Verwackelte Amateuraufnahmen wechseln sich ab mit um Worte der Betroffenheit ringenden Nachrichtensprechern, mit Experteninterviews, mit unmittelbar und mittelbar Betroffenen in Nahaufnahme. Gottesdienst im Fernsehen steht in der Gefahr, sich von alldem gefangen nehmen zu lassen, Raum und Zeit an das zu verlieren, was ohnehin und ohne Unterbrechung an Informationen in die Wohnzimmer und Köpfe transportiert wird.

Dabei ist es keine Frage, sich des Geschehens in der Welt auch im Fernsehgottesdienst anzunehmen. Sehr wohl aber ist es eine Frage, auf welche Art und Weise ein behutsames und heilsames Eingehen unter den Bedingungen einer Fernsehübertragung möglich ist. Neben der technischen und organisatorischen Machbarkeit spielt hier der zeitliche Abstand zur Katastrophe, die Auswahl möglicher Kirchen, Gemeinden und Prediger sowie die lang feststehende Verteilung der Sendeplätze für die Regelübertragung von Gottesdiensten eine Rolle. Erst wenn diese Fragen entschieden sind, kann inhaltlich und liturgisch geplant werden, was in einem solchen Gottesdienst angemessen und möglich ist.

II. Ein Beispiel: Der ZDF-Fernsehgottesdienst am 02. Januar 2005 aus Frankfurt/Main

Am 2. Weihnachtsfeiertag brachte die unvorstellbare Flutwelle Tod und Zerstörung für Menschen, Land und Obdach von Südasien bis an die Küsten Afrikas. Die Nachrichten ließen erst nach und nach das Ausmaß der Katastrophe erahnen. Am Neujahrstag sollte in der ARD ein ökumenischer Gottesdienst zum Jahresbeginn, am 2. Januar der sonntägliche Gottesdienst aus einer niederösterreichischen Gemeinde im ZDF und ORF übertragen werden. Außerplanmäßige Sendeplätze für einen Gottesdienst waren zu diesem Zeitpunkt nicht abzusehen. Erste Abstimmungen brachten das Ergebnis, dass der ökumenische Gottesdienst in der ARD aus organisatorischen und inhaltlichen Gründen in der Kürze der Zeit mit einer Schweigeminute und Ge-

beten auf die Flutkatastrophe eingehen solle, jedoch ohne eine grundsätzliche Veränderung des ursprünglichen Konzepts. Der geplante ZDF-Gottesdienst aus Österreich sollte am Beginn der Reihe evangelischer Gottesdienste im ZDF zum Jahresthema „Grenzenlos glauben“ stehen. Nach Diskussionen mit der Gemeinde vor Ort, der österreichischen evangelischen Kirche und dem ORF kristallisierte sich heraus, dass die Erwartungen der Zuschauerinnen und Zuschauer in Österreich und Deutschland nicht mit einem veränderten Gottesdienst in der geplanten Gemeinde zu erfüllen sind. In der Reflexion mag es nachdenklich stimmen, dass trotz des grenzüberschreitend gedachten ursprünglichen Themas und einer gemeinsamen Betroffenheit durch die von der Flutwelle betroffenen Touristen aus beiden Ländern die Entscheidung für einen je eigenen Gottesdienst näher lag. Eine durch das Fernsehen hergestellte ‚Nachbarschaft aus Fremden‘ (Neil Postman) zeigt sich gleichermaßen als Bedürfnis und Grenze.

Fernsehgottesdienste im ZDF haben als regelmäßige gottesdienstliche Basisversorgung die Aufgabe und die Chance, über die Auswahl der Gemeinden die Vielfalt und den Reichtum evangelischer Gottesdienste zu dokumentieren. Recherche und Vorbereitung der Gottesdienste gehen immer auf die Menschen und Erfahrungen vor Ort ein und bündeln diese in Thema und Liturgie des konkreten Gottesdienstes. Um diesen evangelischen Regelsendeplatz angemessen füllen zu können, wird nach dem Prinzip des Zusammenhangs von Ort, Anlass und Thema verfahren. Zunächst war der Frankfurter Flughafen im Gespräch als der Ort, an den die überlebenden und traumatisierten deutschen Touristen ausgeflogen wurden. Auch bestand durch einen früheren ZDF-Gottesdienst Kontakt zu dem Frankfurter Notfallseelsorger Pfarrer Dieter Roos. Redaktion und Produktion vom ZDF waren längst in die Entscheidung einbezogen. Der Flughafen schied als Ort des Gottesdienstes aus organisatorischen Gründen schnell aus, aber die Frankfurter St. Paulsgemeinde fand sich bereit, einen solchen Gottesdienst zusammen mit dem Fernsehteam und der Notfallseelsorge vorzubereiten.

Das Prinzip der Vielstimmigkeit evangelischer Gottesdienste im ZDF wurde für diesen Sondergottesdienst an einer wichtigen Stelle durchbrochen: In dem Bewusstsein, dass Zuschauer angesichts einer solchen Katastrophe ein Wort ‚ihrer Kirche‘ erwarten, war für die Predigt der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, angefragt. Seine Bereitschaft und Zusage waren vorher schnell eingeholt und sicher. Es blieben noch zwei Tage bis zum Sendetermin am Sonntag, ohne dass Predigttext, Liturgie und Musik schon feststanden. Die eigentliche Vorbereitungsarbeit konnte erst jetzt beginnen.

Was ist zu sagen im medialen Umfeld beredter Sprachlosigkeit? Was kann getan werden im Rahmen eines Gottesdienstes im säkularen Fernsehen? Zwei wichtige Grundentscheidungen für den Charakter des Gottesdienstes wurden am Beginn der Vorbereitung gemeinsam getroffen. Grundlage dieser Entscheidungen war sowohl

die eigene Betroffenheit in der Vorbereitungsgruppe wie auch die im Gespräch zusammengetragene Erfahrung mit der Fernsehberichterstattung zur Flutkatastrophe. Beides wurde zum Maßstab für die Erwartungen und Bedürfnisse auf Seiten der Zuschauerinnen und Zuschauer erhoben. Beides hat dem Sitz im Leben für diesen Fernsehgottesdienst gut getan und für eine unverzichtbare authentische und ehrliche Herangehensweise gesorgt.

Klagegottesdienst

Die eine Grundentscheidung war, den Gottesdienst als Klagegottesdienst zu begehen.¹ Trauer und Gedenken an die Opfer sind als Alternativen diskutiert worden. Das erschien, nur wenige Tage nach der Katastrophe, allen Beteiligten als zu früh. Der bereits zu dieser Zeit in Schweden gefeierte Trauergottesdienst wirkte deplaziert: Väter, Mütter und Kinder suchten im Katastrophengebiet noch nach ihren Angehörigen, hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Der Weg für Trauer war noch nicht frei. Hilf- und Sprachlosigkeit bestimmten die Gefühle, dahinter spürbar ohnmächtige Wut. Kein Text vermag dies besser in Worte zu fassen als die biblischen Klagepsalmen. Ohne die Sehnsucht auszuklammern, doch jemanden oder etwas verantwortlich machen zu können. „Dein Grimm drückt mich nieder, du bedrängst mich mit allen deinen Fluten“ (Psalm 88,8). Erschreckend, wie nahe die Bilder der Psalmen der aktuellen Realität der Katastrophe kommen. Erlösend, Texte und Worte zu finden, die der Sprachlosigkeit Ausdruck verleihen. Dafür sind auch die Menschen dankbar, in deren Leben Religion keine Rolle oder keine Rolle mehr spielt. Viele von ihnen sind dennoch auf der Suche nach Sinn und Antwort, nicht zuletzt bei den Gottesdienstübertragungen im Fernsehen.

„Wie gut, dass wir auch klagen dürfen!“ hieß es mehrfach bei der telefonischen Zuschauerberatung im Anschluss an diesen Gottesdienst.² Dahinter steckt die heilsame Erkenntnis, dass Klagen eine Richtung hat. Klage verharrt nicht in sich selbst wie das Jammern, die Gebetsklage ist ein erster Schritt auf Hoffnung zu. „Wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von der Traurigkeit, als die Klagepsalmen sie haben? Und das ist das allerbeste, dass sie solche Worte gegen Gott und mit Gott reden; das macht, dass zweifältig Ernst und Leben in den Worten sind“ (Martin Luther in den Vorreden zu seiner Bibelübersetzung). Die Worte der Psalmen machten in der Vorbereitungsgruppe Mut, eigene Worte zu finden und sie in den Duktus und das Ritual des Klagegebets einzutragen. Damit war in dem entfaltetem

¹ Alle Texte des Gottesdienstes unter:

http://www.zdf.fernsehgottesdienst.de/Frankfurt2005_Gottesdienst.pdf.

² Die telefonische Zuschauerberatung wird nach allen evangelischen Gottesdienstübertragungen im ZDF von der EKD in Zusammenarbeit mit der Telefonseelsorge angeboten. Die Gespräche werden von den Beratern anonymisiert und in Stichworten protokolliert.

Kyrie ein wichtiger Baustein für diesen Gottesdienst gefunden. Klagepsalmen haben den Weg eröffnet, die eigene Ohnmacht und Fassungslosigkeit im Wechsel zu den Psalmklagen zu formulieren, aufgefangen in gemeinsamen Kyrierufen mit der Gemeinde. Die unterschiedlichen Erfahrungsebenen in der Vorbereitungsgruppe sind darin aufgenommen und nebeneinander gestellt: Zwei Notfallseelsorger fassten die Traumata aus einzelnen Gesprächen mit zurückgekehrten Urlaubern in Worte, ein Gemeindemitglied gesteht das schlechte Gewissen, die Bilder im Fernsehen nicht mehr zu ertragen, ein Indonesier spricht von Gefühlen, dort im Katastrophengebiet eine Heimat zu haben.

Beteiligung der indonesischen Gemeinde

Damit ist auch die zweite wichtige Grundentscheidung für den Charakter des Fernsehgottesdienstes angesprochen. Die katastrophale Flutwelle geschah weitab, an den Küsten Südasiens und Afrikas. In der frühen Berichterstattung ging es vor allem um die Betroffenheit der vielen Urlauberinnen und Urlauber, die aus Europa dorthin gereist waren. Das hat auch seine Berechtigung in der Berichterstattung gehabt, vergaß aber vielfach das Leid der dort einheimischen Menschen. Das wollte und sollte dieser Gottesdienst nicht tun, sein Blick sollte sich gleichermaßen auf die Menschen der Unglücksregion erstrecken. Die mit der St. Paulsgemeinde in Frankfurt verbundene christliche indonesische Gemeinde wurde früh zur Mitgestaltung dieses Gottesdienstes eingeladen. Die Indonesier waren zutiefst dafür dankbar, ihre eigenen Sorgen um die Heimat und ihre Betroffenheit einbringen zu können und waren spontan zur Mitarbeit bereit. Von der Schriftlesung über die Gebete bis hin zur Musik haben sie wesentlich zum Charakter des Gottesdienstes beigetragen. Das ist auch in den Rückmeldungen der Zuschauer immer wieder positiv erwähnt worden bis dahin, dass einzelne Anruferinnen und Anrufer immer noch kritisiert haben, die einheimischen Opfer und Betroffenen würden gegenüber den deutschen zuwenig beachtet. Das zeigt deutlich die für solche Gottesdienste besonders hohe Sensibilität in Bezug auf die Ausgewogenheit. Gottesdienste sind öffentliche Veranstaltungen, in der Fernsehöffentlichkeit werden sie über alle regionale und individuelle Prägung hinaus immer auch als Äußerung ‚der Kirche‘ verstanden. Sie sind anfällig gegenüber jedweder Vereinnahmung durch kommerzielle oder politische Interessen. Auch wenn diese Trennlinie nicht immer scharf zu ziehen ist (so z. B. bei den Trauerfeiern von Mooshammer und Schmeling, bei Gottesdiensten zum Terroranschlag in New York), müssen Mitwirkende – in der Öffentlichkeit der Fernsehgottesdienste ‚die Kirche‘ –, sich prüfen und prüfen lassen, was der Klarheit und dem Ziel solcher Gottesdienstfeiern dient und was nicht.

Elemente des Gottesdienstes

Die Grundentscheidung für den Charakter dieses Gottesdienstes als Klagegottesdienst zeichnet sich dann auch als roter Faden für Liturgie wie Dramaturgie des Fernsehgottesdienstes ein. Kein Glockengeläut wird übertragen, stattdessen unkommentiert eine behutsame Auswahl der ZDF-Redaktion an Bildern der Zerstörung, von Menschen, die nach ihren Angehörigen suchen. Dann die thematische Eröffnung über die Erfahrung des Notfallseelsorgers aus der Arbeit mit Zurückkehrenden. Sie macht für Gemeinde und Zuschauer eine Orientierung an der Grundstruktur möglich: Mit der Erfahrung der Hilflosigkeit und Angst können und dürfen Menschen vor Gott treten. In freiem Umgang mit der Agende markiert die Erfahrung im Eröffnungsteil von vornherein den Ort dieses Gottesdienstes im Entsetzen über die Flutkatastrophe. Die Annäherung endet mit einer Drehung des Notfallseelsorgers weg von der Gemeinde. Seine Bewegung und seine Worte schließen über seine individuelle Erfahrung die kollektiven Gefühle und Fragen der Menschen in diesen Tagen ein. Pfarrer Roos wendet sich hin zum Altar mit der Frage: „Gott, wo warst du?“ Im Wissen um die Unmöglichkeit vorschneller Antwort – die für den ganzen Gottesdienst gilt – folgt ein getragenes Instrumentalstück indonesischer Musik. Erst dann folgen Begrüßung und liturgische Eröffnung des Gottesdienstes.

Das folgende Gemeindelied „Wenn wir in höchsten Nöten sein“ (EG 366) verdeutlicht über die Partizipation der Gemeinde wieder die Grundstruktur des Gottesdienstes. Die Anrufung und Klage Gott gegenüber, sie ist möglich und kann in der Gemeinsamkeit der Anrufung Trost geben. Die Auswahl der Strophen lässt den Zusammenhang von Tun und Ergehen bewusst außen vor. An die Stelle der Hilflosigkeit säkularer Erklärungsversuche kann nicht die Anmaßung religiöser Deutungen treten. Nicht in den Schmerz der Betroffenheit hinein, und schon gar nicht vereinnahmend im Kontext der erweiterten Öffentlichkeit einer Fernsehübertragung. Mag dies bei der Auswahl der Liedstrophen auf allgemeines Verständnis stoßen, so wird hier doch ein Dilemma solcher Gottesdienste deutlich. Wer sonst, wenn nicht die Religion, der Glaube, die Kirche, soll denn die Welt, die Katastrophe und das Leid deuten? Jedenfalls dann, wenn alle anderen Deutungsversuche ins Leere laufen.

Rückmeldungen

So oder ähnlich sind die Erwartungen der Zuschauerinnen und Zuschauer. In diesem Sinne fielen auch die vereinzelt kritischen Äußerungen zur Predigt des Ratsvorsitzenden der EKD aus. Er habe die Eingangsfrage des Gottesdienstes, die große Frage dieser Tage „Gott, wo warst du?“ mit dem Hinweis auf Gottes Liebe nicht beantwortet, sich dieser Frage in der Predigt nicht ausgesetzt. Das genaue Hören zeigt sehr wohl den behutsamen Versuch, gegen die Unverfügbarkeit von Welt und Natur die

zugesagte Liebe Gottes zu setzen. Vielleicht war es noch zu früh, um das Hören zu können. Vielleicht zählt allein der Versuch, mit der Klage loslassen zu können, was den Blick auf ein Danach und Weiter verstellt. Jedenfalls drückte einer der Gottesdienstbesucher mir die Bild-Zeitung vom Vortag in die Hand mit der Titelüberschrift „Gott, wo warst du?“ Dazu sagte er, die Antwort darauf habe er zwar nicht gefunden – aber ihm sei jetzt, nach diesem Gottesdienst, einfach wohler. Er habe ihm gut getan.

Das war auch der Tenor der Rückmeldungen sonst. Das Zusammenspiel der biblischen Texte und der konkreten Erfahrungen ging in die Tiefe menschlichen Empfindens und Leidens. Diese Tiefe konnte nicht eilfertig, vielleicht kann sie noch immer nicht verlassen werden. Zuschauer haben das als würdig empfunden, der Situation und den Betroffenen gegenüber. ‚Angemessen‘ und ‚würdig‘ fand sich in fast allen Rückmeldungen als Charakterisierung des Gottesdienstes. Die Schlichtheit der Liturgie, die einfache Symbolik der Kerzen – nicht von Texten überdeckt – haben daran ihren Anteil. Nicht wenige der Zuschauerinnen und Zuschauer fragten nach den Kerzen und zeigten damit, dass das Einblenden von Spendenkonten nur eine Seite der Anteilnahme anspricht. Die behutsame Fernsehregie tat das Mögliche, den Charakter des Gottesdienstes zu vermitteln. Die klare Symbolik von Kerzen, Weihnachtsbaum und einer Darstellung von Christus als Schmerzensmann wurde überlegt an passenden Passagen gezeigt, ansonsten beschränkten sich die Kameras auf nüchterne Bilder der Mitwirkenden in der Kirche. Die vor Ort versammelte und feiernde Gemeinde wurde gezeigt, aber nicht vorgeführt. Sie war erkennbar in ihrer Teilnahme, ohne Intimität zu verletzen.

III. Fazit: Sensibel die Situation aufnehmen

Die St. Paulsgemeinde in Frankfurt hat mit ihrer Gestaltung und Mitwirkung am Gottesdienst bewusst eine Stellvertreterfunktion übernommen. Sicher wäre dieser Gottesdienst so nicht gefeiert worden ohne die Übertragung im Fernsehen. Aber es wäre auch ein Gottesdienst gewesen, der sich dem Entsetzen und dem Leid der Katastrophe angenommen hätte – wie in den meisten Kirchen in diesen Tagen. Insofern war dieser Gottesdienst ein inszenierter, aber kein künstlicher Gottesdienst. Es ist nicht das Fernsehen, das die Inszenierung braucht, sondern die Menschen vor den Fernsehern, die auf Worte zu dem warten, was sprachlos und stumm macht. Sicher hat dieser Gottesdienst damit eine zivilreligiöse Funktion über den Kern christlichen Zuspruchs und Anspruchs hinaus,³ auch jenseits konfessioneller Unterschiede. Eine Reihe von Zuschauern bedankte sich z.B. für den ökumenischen Gottesdienst, der es gar nicht gewesen ist. Man mag sich an anderer Stelle und bei anderen Anlassgottesdiensten darüber Gedanken machen. Hier und in der aktuellen Betroffenheit

³ Siehe dazu genauer die Beiträge von Rolf Schieder und Wilhelm Gräß in diesem Heft.

konnten nur die Fragen und Ängste der Menschen eine Rolle spielen, bei der sich jede Vereinnahmung von selbst verbietet.

Mit dem intensiv vorbereiteten Gottesdienst am 02. Januar 2005 haben Zuschauerinnen und Zuschauer wahrnehmen können, dass Kirche auch über den Fernsehschirm nah und dicht bei ihnen ist. Aus Fernsicht sind die Authentizität der Mitwirkenden, ihre Erfahrung und ihre Betroffenheit entscheidend für ein Gelingen von Nähe. Kameraauge und Zuschauerempfinden kommen gerade hier als kritisches Gegenüber bei allen Gottesdienstübertragungen dazu, über den üblichen Gemeindekontext hinaus. Inszenierung hat daher die Aufgabe, diese glaubwürdig in das Geschehen eines Gottesdienstes einzubinden und dafür zu sorgen, dass sich beides über den Fernsehschirm vermittelt. Sie ist nur möglich mit einem sowohl engagierten wie routiniertem Fernsteam, intensiver Begleitung und einer der großen Öffentlichkeit angemessenen liturgischen Offenheit und Anschlussfähigkeit.

Der Umgang mit Krisensituationen und Katastrophen in den ZDF-Fernsehgottesdiensten in den vergangenen Jahren zeigt, wie individuell auf die jeweilige Situation eingegangen werden kann und muss. Am Sonntag nach dem 11. September stellte die Gemeinde in Ingelheim ihren lange geplanten Gottesdienst um.⁴ Im August 2002 bedrohte die Elbeflut die Übertragungsgemeinde in Wörlitz und es entstand ein Gottesdienst unmittelbar aus der Situation heraus.⁵ Im März 2002 war es ein Gottesdienst aus Eschede: ‚Auferstehung – das Leben geht weiter‘ ließ vier Jahre nach dem ICE-Unglück Helfer und Augenzeugen im Licht von Ostern über die Katastrophe und ihren Umgang damit nachdenken.⁶ Es gibt keine Standardliturgie für Ausnahmesituationen, kann sie nicht geben. Aber es gibt innerhalb liturgischer Vielfalt und ihrer Gestaltungsmöglichkeiten einen reichen Fundus, der den Umgang mit Unglück, Leid und Tod möglich macht und Schritte auf dem Weg der Bewältigung mit Zuschauern und Betroffenen geht. Sie erwachsen aus der Situation, wenn man sich auf sie einlässt.

4 Alle Texte unter <http://www.zdf.fernsehgottesdienst.de/Ingelheim.pdf>.

5 <http://www.zdf.fernsehgottesdienst.de/WoerlDB.pdf>.

6 <http://www.zdf.fernsehgottesdienst.de/EschedeDB.pdf>.

Auf dem Weg zu Gott Sprache finden

Der ökumenische Gottesdienst im Berliner Dom zum Gedenken an die Opfer der Flutkatastrophe in Südasien

JÖRG NEIJENHUIS

Am Sonntag, dem 9. Januar 2005, wurde im Berliner Dom ein ökumenischer Gedenkgottesdienst zum Gedenken an die Opfer der Flutkatastrophe in Südasien gefeiert. Der Gottesdienst dauerte eine Stunde und wurde ab 15.00 Uhr in der ARD live übertragen und auch im Radio gesendet. In diesem Beitrag soll der Gottesdienst als Filmaufnahme interpretiert werden – also vorrangig aus der Sicht derjenigen, die diese Feier vor dem Fernseher verfolgten. Die Perspektive derjenigen, die den Gottesdienst im Dom persönlich mitgefeiert haben, wird – soweit das möglich ist – berücksichtigt.

Der Film kann als ein Dokument verstanden werden, dessen „Text“ sich aus verbalen wie nonverbalen Sprachebenen zusammenfügt. Als Interpretationshilfe wird das im Dom ausgelegte Programmheft benutzt, das im Internet veröffentlicht wurde. Dieses Programmheft stand den Fernsehzuschauern nicht zur Interpretation bzw. zur eigenen Bedeutungsproduktion zur Verfügung, einige Angaben wurden jedoch während der Gottesdienstfeier per Schriftzug eingeblendet.

Im Folgenden werden Filmsequenzen mit unterschiedlicher Gewichtung beschrieben und interpretiert.¹ Die Strukturierung des Gottesdienstes soll dabei besonders in den Blick genommen werden.

I. Beschreibungen und Deutungen

1. Filmsequenz: Einzug und Begrüßung

Beschreibung:

Der Film beginnt, indem kurz die Außenfassade des Berliner Doms gezeigt wird, dann der Innenraum von der Seitenempore aus, die gegenüber der Orgelempore liegt. Der Dom ist vollbesetzt, die Orgel spielt gewaltig, in diesem Moment stehen die Menschen. Eingeblendet ist der Schriftzug: „Zum Gedenken an die Opfer der Flutkatastrophe in Südasien aus dem Berliner Dom.“ Während der Schriftzug verschwindet, wird der imposante Innenraum des Doms gezeigt, es ertönt eine weibliche Stimme

¹ Eine ausführliche Beschreibung und Deutung dieses Gottesdienstes wird im Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 2006 veröffentlicht.

aus dem Off: „Ein Ort für Trauer und Klage, aber auch ein Ort, um Hoffnung zu schöpfen. Das soll der Berliner Dom in dieser Stunde sein.“ Jetzt wechselt die Kameraperspektive von der Empore zu der Kamera, die auf der Ebene des Kirchenschiffs im Mittelgang postiert ist. Man sieht eine Reihe einziehender Personen: Ein Mann in einer Albe trägt eine brennende Osterkerze, ihm folgen vier Personen – zwei Frauen und zwei Männer in Zivilkleidung –, wobei ein Mann auffällt, weil er eine giftgrüne Jacke mit Reflektorstreifen trägt. Der andere Mann trägt einen hellen Anzug, die beiden Frauen tragen ihrer asiatischen Heimat entsprechende Kleidung.

Die Stimme aus dem Off spricht weiter: „Der Gedenkgottesdienst ist auch Symbol für Verbundenheit und Solidarität der Menschen über Staaten und Religionsgrenzen hinweg. Eingeladen haben die christlichen Kirchen, die liturgische Leitung hat Bischof Wolfgang Huber, die Predigt hält Karl Kardinal Lehmann.“

Im Folgenden ist der Einzug der Mitwirkenden zu sehen. Nach dem Kerzenträger und den vier in Zivil gekleideten Personen folgen in liturgischer Kleidung Domprediger Friedrich-Wilhelm Hünerbein, Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky, der methodistische Bischof Walter Klaiber, Karl Kardinal Lehmann und Bischof Wolfgang Huber. Die Stimme aus dem Off spricht: „Neben den Repräsentanten des deutschen Staates und der betroffenen Länder sind einige hundert Bürgerinnen und Bürger zum Dom gekommen. Darunter auch Angehörige von Opfern. Besonders eingeladen wurden auch Vertreter ausländischer Gemeinden in Berlin, z. B. der indonesischen und der schwedischen Gemeinde. Eingeladen wurden aber auch Vertreter der Hilfswerke sowie Notfallseelsorger.“

Man sieht nun, wie die einziehenden Personen die Stufen zum Altar hinaufschreiten; die Osterkerze wird auf ihren Ständer an der südlichen Seite des Altars gestellt. Die Einziehenden stellen sich in einer Reihe vor den letzten zwei Altarstufen auf, die bis zur obersten Ebene führen, auf der der Altar steht; einige deuten eine leichte Verbeugung an. Dann gehen sie zu ihren Stühlen, die neben den mächtigen Leuchtern, die an den Seiten des Altars stehen, so aufgestellt sind, dass sie in Blickrichtung zu den Menschen im Dom blicken.

Die Kamera zeigt jetzt den Bundespräsidenten Köhler und seine Frau – die Stimme aus dem Off stellt weitere Personen vor, die eingeblendet werden, unter anderem Bundeskanzler Schröder, Bundestagspräsident Thierse und Botschafter der von der Flutkatastrophe betroffenen Länder.

Deutung:

Die Eröffnung des ökumenischen Gedenkgottesdienstes erfolgt nonverbal – zumindest für die Gottesdienstteilnehmenden im Dom, nicht aber für die Fernsehzuschauer. Sie werden durch die Erläuterungen aus dem Off in den Gottesdienst eingestimmt. Den Teilnehmenden im Dom stehen die Informationen im Programmheft zur Verfügung. Durch den Einzug aller im Altarbereich Mitwirkenden, die den Dom vom Eingang bis zum Altar hin – und damit auch mitten durch die Gemeinde hindurch – durchschritten haben, wird deutlich, dass hier ein gemeinsamer Gottesdienst gefeiert wird von all denen, die sich im Glauben auf Jesus Christus beziehen. Das verdeut-

licht auch die vorangetragene Osterkerze, die – in der Osternacht entzündet – ein Zeichen für den auferstandenen Christus ist. Ihr folgen alle, die im Altarbereich mitwirken.

Als alle Einziehenden am Altar angekommen sind, verbeugen sich einige und erweisen auf diese sichtbare Weise Gott ihre Reverenz. Der Altar wird also verstanden als ein Zeichen der Christus- bzw. Gottesgegenwart – darauf deutet nicht zuletzt das Kreuz hin, das auf ihm steht. So ist es folgerichtig, dass die Osterkerze in der Nähe des Altars aufgestellt wird. Auch die im Kirchenschiff stehenden Menschen schauen zum Altar hin und haben sich zum Abschluss des Einzugs mit den Eingezogenen in einer Blickrichtung eingefunden. Diese Konzentration auf den Altar wird aufgelöst, indem die Eingezogenen zu ihren Plätzen gehen und die Blickrichtung verändern: Sie schauen jetzt in den Dom hinein und sehen die Menschen dort an. Bischof Huber ist die beiden weiteren Stufen zum Altar hinaufgegangen, hat sich hinter das Mikrophon gestellt und schaut jetzt ebenfalls die Menschen an. Er lässt seine persönliche Begrüßung mit den biblischen Worten beginnen und enden:² „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

2. Filmsequenz Gesang: Lied der Gemeinde und Psalm des Chors

Beschreibung:

Die Orgel beginnt nun ihr Vorspiel zum ersten Lied. Die Kamera zeigt den Spruch „Lasset euch versöhnen mit Gott“, der am Rand der Apsiskuppel des Doms am Übergang von Kirchenschiff und Altarbereich auf Goldgrund angebracht ist. Dann werden gleichsam darunter die Liednummer mit den Strophen eingeblendet: EG 299,1+4 / GL 163,1-3. Es wird wieder das Innere des Doms gezeigt, die Gemeinde beginnt die erste Strophe zu singen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir ...“. Daraufhin setzt die Berliner Domkantorei, die auf der Orgelempore steht, a capella mit EG 299,3 ein. Dann singt die Gemeinde die vierte Strophe mit Orgelbegleitung: „Und ob es währt bis in die Nacht ...“. Während des Singens zeigt die Bildführung nicht nur den Chor, sondern auch die singenden Menschen im Dom. Es sind Bundesminister und Oppositionspolitiker erkennbar und es fällt auf, dass viele Asiaten unter den Gottesdienstteilnehmenden sind. Nach Beendigung des Gesangs singt der Chor Psalm 77. Die weibliche Stimme aus dem Off zitiert während des Singens die Verse: „Im Psalm 77 heißt es: Zu dem Herrn steigt auf mein Flehen, mein Geschrei in Schmerz und Wehen.“

² Die Begrüßung wurde im Internet veröffentlicht unter www.tv-ev.de oder www.dbk.de. Der Text ist allerdings vorab veröffentlicht worden und entspricht nicht ganz den tatsächlich im Gottesdienst gesprochenen Worten. Auch im Folgenden werden hier die gesprochenen Worten wiedergegeben.

Deutung:

Es ist fraglich, ob die Eröffnung des Gottesdienstes mit der Begrüßungsrede von Huber abgeschlossen sein soll oder ob noch das Lied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ dazugehört. Im letzteren Fall wäre die Eröffnung des Gottesdienstes als eine Bußbesinnung aufzufassen. Doch klar ist das nicht, weil nach dem Lied, das eine Vertonung des Psalms 130 ist, ein weiterer Psalm folgt. Mit diesem Psalm, den nicht die Gemeinde, sondern die Domkantorei singt, kommt das notvolle Fragen an Gott sehr deutlich zum Ausdruck und kann als Überleitung zum sich anschließenden Klagegebet verstanden werden.

3. Filmsequenz Gebet: Fünf Klagen – fünf Kerzen

Beschreibung:

Nach dem Gesang leitet Bischof Huber zum Gebet ein, er steht am Altar:

„Anlass zur Klage haben heute alle, die um Tote trauern, die in den Fluten des Indischen Ozeans umgekommen sind. Ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Lebensgeschichte und ihr Glanz sind uns genommen. Sie fehlen uns. Um sie weinen wir. Klagen müssen auch alle, die bangen und hoffen, die voller Ungewissheit und Sehnsucht nach ihren Angehörigen, ihren Freunden und Bekannten fragen, die nirgends zu finden sind und darum so schrecklich vermisst werden. Und klagen müssen auch alle, die entsetzt und fassungslos sind ob der unzähligen Opfer, die diese Katastrophe fordert. Wir klagen um alle die Menschen in den betroffenen Regionen, von denen wir Zahlen und Statistiken hören, aber jede und jeder ist ein kostbares Ebenbild Gottes. Deswegen wollen wir aller Toten und Vermissten gedenken, der bekannten und der unbekannt, der nahen und der fernen. Lasst uns unseren Kummer und unseren Schmerz, auch unseren Zweifel an Gottes Güte vor ihn hintragen, indem wir gemeinsam für sie beten und mit jeder unserer Bitten eine Kerze entzünden. Ich bitte Sie, dazu aufzustehen.“

Die Gemeinde steht auf. Im Bild ist nun zu sehen, dass rechts und links neben dem Bischof jeweils drei Personen stehen. Zunächst betet der Domprediger Friedrich-Wilhelm Hünerbein (sein Name wird eingeblendet):

„Wir beten für die unzähligen unbekannt und fremden Menschen, die in den Fluten ertranken. Wir beten für die Fischer, Bauern, Handwerker in den betroffenen Ländern, für die Familien, die alles verloren haben und nichts bewahren konnten von dem, was sie erarbeitet, gegründet, gepflanzt und hervorgebracht haben. Wo findet sich der Mut für den Neuanfang in all dieser Zerstörung?“

Die Männerstimmen des Chores singen ein einstimmiges Kyrie eleison, dann stimmt der gesamte Chor mehrstimmig in das Kyrie ein. Jener Mann in der Albe, der beim

Einzug die Osterkerze getragen hatte, zündet eine auf dem Altar bereitliegende Kerze an der Osterkerze an und überreicht sie dem Domprediger. Der geht von den Altarstufen hinunter auf die mittlere Ebene. Dort ist ein mit rotem Stoff bedecktes Podest aufgestellt. Dies kleine Podest fiel bis jetzt kaum auf, weil der Stoff dieselbe Farbe wie der Teppich hat. Auf dem Podest stehen fünf Schalen. Pfarrer Hünerbein stellt die Kerze in eine dieser Schalen. Da das Podest ca. 15 cm hoch sein mag, muss er sich dazu niederknien. Währenddessen herrscht Stille. Dann zeigt die Kamera den brennenden Docht in Nahaufnahme. Nun tritt die Botschaftsattaché der indischen Botschaft, Linda Aliwarga, ans Mikrofon und spricht:

„Wir beten für alle Kinder, die plötzlich ohne Eltern, Geschwister und Familie sind, die allein übrig blieben, die fassungslos vor den Trümmern ihrer Heimat stehen. Gibt es eine Kraft, die sie trotz all dieses Kummers einen Weg zurück ins Leben finden lässt?“

Die Kamera zeigt in Nahaufnahme, wie an der Osterkerze erneut eine Kerze entzündet wird, währenddessen singt der Chor ein Christe eleison. Die Botschaftsattaché bringt die Kerze zu der zweiten Schale, kniet nieder und dreht sie in den Sand hinein, den die Schale offenbar enthält. Der Gang zur Schale, das Niederknien und das Aufstellen der Kerze geschehen schweigend. Als nächster erscheint Bischof Walter Klai-ber im Bild, zugleich wird sein Name eingeblendet sowie ein Untertitel: „Vorsitzen-der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“. Er spricht:

„Wir beten für alle Eltern, die verzweifelt ihre Kinder suchen, die mit all ihrer Liebe um die nicht gefundenen Töchter, um die vermissten Söhne weinen müssen. So viel Ungewissheit, so viele enttäuschte Hoffnung. Gibt es Licht in all dieser leidvollen Finsternis?“

Wieder singt der Chor das Kyrie eleison und auch Bischof Klai-ber stellt eine Kerze in eine Schale. Dann steht Dina Kabul am Mikrofon, der eingeblendete Schriftzug zeigt an, dass sie eine Studentin aus Indonesien ist. Sie spricht:

„Wir beten zu Gott für alle, die sterben mussten in diesen Wellen, denen das Leben fortgerissen ist, die in ein Sonnenparadies zu fliegen glaubten und in der Wasserhölle landeten. Die herausgerissen wurden aus ihrem Leben, ihren Familien und Freundschaften. Wir fragen verzweifelt: Wo ist das Heil der Verstorbenen, wo der Trost für die Zurückgebliebenen?“

Darauf singt der Chor ein anderes mehrstimmiges Christe eleison, während die Kerze zur Schale gebracht wird. Auch jetzt wird die brennende Flamme als Abschluss dieser Sequenz in Nahaufnahme gezeigt. Dann steht Roshan Gneswaran von der Katholischen Tamilischen Gemeinde Berlin am Mikrofon und spricht:

„Gott, wir beten auch für alle, die in dieser Not helfen. Die mit ihrer Kraft, ihrem Einsatz, ihren Spenden die Not zu lindern versuchen. Die den Toten ein würdiges Geleit geben und den Überlebenden beistehen. Wir fragen nach den Quellen der Solidarität unter den Bewohnern dieser einen Erde.“

Der Chor singt noch einmal ein anderes Kyrie eleison, während dieser Sprecher eine Kerze zu der Schale bringt. Als er sie hineinstellt, spricht Bischof Huber – man kann ihn am Mikrofon stehend erkennen –, während die Kamera Roshan Gnaneswaran auf seinem Weg zur Schale hin folgt: „Gott, in der Stille gedenken wir der Opfer dieser Naturkatastrophe.“ Es wird nun eine Stille gehalten, dann spricht der Bischof:

„Der Apostel Paulus ruft uns über alle Dunkelheit hinweg zu: Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. Lasst uns beten: Gott, unser Hoffungsgebet steige auf zu dir und es senke sich auf uns herab dein Erbarmen. Sei du das Licht unseres Herzens, der Trost unserer Seele, der Halt in unseren Ungewissheiten, tröste uns in unserem Kummer und begleite uns in der Schwere des Abschieds. Wir bitten dich: Lass den Tod nicht zu große Schatten werfen über unser Leben. Hilf uns, dass wir mutig glauben und tapfer hoffen auf dein Wort, dass du lebst und wir auch leben sollen. Darum bitten wir dich im Namen unseres Herrn und Bruders Jesus, der mit dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Der Bischof gibt der Gemeinde ein Zeichen, dass sie sich setzen kann, dem sie auch folgt.

Deutung:

Das Klagegebet ist klar strukturiert: Fünf Klagen, Schmerzen, ja Verletzungen werden Gott regelrecht entgegengehalten, die in einer Frage nach Hoffnung für die betroffenen Menschen münden. Der dominanten Wortebene wird durch den Chor, der die Klagen mit dem Kyrie aufnimmt, die nonverbale musikalische Ebene zugefügt. Die während des Gesangs angezündeten Kerzen drücken Hoffnung aus, da das Licht von der Osterkerze genommen wird. Alles Weitere spielt sich nonverbal und sehr ausdrucksstark ab: Die Beter bzw. die Beterinnen gehen zu den bereitgestellten Schalen und stellen die Kerze sichtbar für alle auf. Dafür müssen sie sich sogar niederknien. Das ist eine Geste der Demut und des am Boden Liegens, die Verzweiflung zum Ausdruck bringt. Für den Fernsehzuschauer wird die brennende Flamme in die Nahaufnahme gebracht. Und es herrscht eine Stille, die zum einen wohltuend ist, weil sie von jedem für sich gefüllt werden kann mit der emotionalen Belastung, die die Katastrophe hervorgerufen hat. Zum anderen macht sie auch deutlich, dass in dieser Situation Worte nicht alles zu sagen wissen und nicht alles zum Ausdruck zu bringen vermögen.

Es stellt sich die Frage, warum die Kerzen in einer Reihe aufgestellt wurden. Das ergibt kein auf den ersten Blick deutbares Zeichen. Ob es zu gewagt wäre, aus diesen fünf Kerzen ein Kreuz zu bilden, das alles Leid und alle Schmerzen zeichenhaft zum Ausdruck zu bringen vermag, da mit den Kerzen die vier Enden des Kreuzes und die Mitte, in der sich die Balken kreuzen, gezeichnet werden könnte?

Das Klagegebet wird durch das Pauluswort aus Röm 8 aufgenommen, dass uns Menschen nichts von der Liebe Gottes scheiden kann. Nach dieser Verkündigung wird weiter gebetet und das Gebet wird dabei zu einem Hoffungsgebet fortentwickelt.

4. Filmsequenz: Lesungen und Gesänge

Beschreibung:

Bischof Klaiber geht zum Ambo und liest Koh 3,1-9: Alles hat seine Zeit. Danach setzt der Chor ein und singt: „In meines Herzens Grunde, dein Nam und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein. Erschein mir in dem Bilde zu Trost in meiner Not, wie du, Herr Christ, so milde, dich hast geblut' zu Tod. Schreib meinen Nam aufs beste ins Buch des Lebens ein und bind mein Seel gar feste ins schöne Bündelein der', die im Himmel grünen und vor dir leben frei, so will ich ewig rühmen, dass dein Herz treue sei.“³ Als nächstes ist zu sehen, wie die Kulturattaché der indischen Botschaft, Linda Aliwarga, am Ambo steht und in englischer Sprache spricht: „Reading from the letter of Saint Paul ...“ und schon erklingt die weibliche Stimme aus dem Off, die zugleich ins Deutsche übersetzt: „Lesung aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer ...“⁴. Es werden Verse aus Römer 8 verlesen: Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.

Anschließend erklingt ein Klavier, im Bild sieht man zunächst ein Elektroklavier, dann einen kleinen Chor, der auf der Empore steht, die gegenüber der Orgelempore ist. Während der Chor singt, zeigt der eingeblendete Schriftzug an, dass es sich um den Chor der indonesischen Katholischen Studentenfamilie handelt. (Das Gesangstück ist mir unbekannt, der Gesang ist mir nicht verständlich.)⁵ Die Kamera zeigt während des Gesangs Gottesdienstteilnehmende, die aus Indonesien bzw. aus Süd-asien stammen.

Deutung:

Die erste Lesung und der ihr folgende Gesang sind dialogisch aufeinander bezogen: Während die Lesung das oftmals auch schreckliche Sosein des Lebens thematisiert und Heil und Unheil der Welt aneinander reiht, nimmt die Gemeinde als Antwort,

³ Das Programmheft gibt an, dass aus der Johannespassion von J. S. Bach gesungen wird. Der Text steht im EG 523, 3+5.

⁴ Röm 8,19-21.31-35.37-39. Es wird die Einheitsübersetzung verwendet.

⁵ Das Programmheft gibt lediglich an, dass es sich um ein indonesisches Trauerlied handelt. Ein Text oder gar eine Übersetzung ist nicht beigefügt.

vertreten durch den Chorgesang, die Interpretation und Weiterführung auf: In Christus wird der Riss durch diese Welt aufgenommen und der Christ weiß seinen Trost im Kreuz, das im Herzen funkelt, zu vernehmen. Dieser Gedankengang wird wiederum sofort durch die Lesung aus Röm 8 aufgenommen: Wer kann uns scheiden von der Liebe Christi? Ob und wie nun der Chor der indonesischen Studentenfamilie diesen Gedanken weiterführt und ob er dialogisch darauf eingeht, kann ich leider nicht beurteilen und auch nicht nachvollziehen, da ich diese Sprache nicht verstehe. Das Nachvollziehen des Trauerliedes wird wohl den durchaus zahlreichen indonesischen Gottesdienstteilnehmenden vorbehalten bleiben, die den Text vielleicht verstanden haben.

5. Filmsequenz: Predigt und Sologesang

Beschreibung:

Nachdem der Gesang beendet ist, wird die Kamera auf die Kanzel gerichtet, wo Karl Kardinal Lehmann steht und spricht: „Herr Bundespräsident, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder. Wir haben unsere Fragen und Klagen zur Sprache gebracht. Die Welt trauert mit, denn überall herrscht Fassungslosigkeit und Entsetzen ...“⁶. Am Schluss seiner Predigt steht der Wunsch, die Liebe möge stärker sein als der Tod.

Während er die Kanzel verlässt, erklingt Klaviermusik. Auf der rechten Seite der Kirche auf der Ebene der Bänke wird der Blick auf einen Flügel gerichtet. Davor stehen ein Querflötist und Jocelyn B. Smith, ihr Name wird später eingeblendet. Sie beginnt – nach Ausweis des Programmheftes – aus Psalm 139 zu singen.

Deutung:

Auch mit diesem Gesang wird das dialogische Prinzip weiter verfolgt: Der Gesang nach Psalm 139 macht deutlich, dass man vor Gott nicht fliehen kann, ja, dass man immer wieder der Liebe Gottes begegnen wird. Das ist der Wunsch, den Lehmann am Schluss der Predigt zum Ausdruck brachte: dass alle die Erfahrung der Liebe Gottes machen könnten.

6. Filmsequenz: Fürbitten mit Kyrie-Gesang

Beschreibung:

Mittlerweile haben sich alle, die am Einzug teilgenommen haben, am Altar aufgestellt, die Gemeinde erhebt sich. Unvermittelt beginnt der Mann in der giftgrünen Jacke zu sprechen. Der gleich eingeblendete Schriftzug zeigt, dass er der Notfallseelsorger Peter Sachse ist:

⁶ Die Predigt wurde im Internet unter www.dbk.de veröffentlicht.

„Gott, hörst du die Eltern, die um ihre Kinder weinen? Siehst du die Tränen der Verzweiflung? Spürst du die Verlassenheit derer, die einen geliebten Menschen verloren haben? Erzählen dir deine Engel vom Leid der Opfer? Berichten sie dir von den Schreien in deiner Welt? Gott, sei uns Menschen nahe, wenn wir nicht aus noch ein wissen.“

Unter Orgelbegleitung singt die Gemeinde das Kyrie eleison nach EG 178.9, die Liednummer wird eingeblendet. Dann stellt sich die Botschaftsattaché der indischen Botschaft, Linda Aliwarga, ans Mikrofon und spricht:

„Gott, uns ist gesagt worden, du seiest Licht im Dunkel. Du seiest Halt im Herzen. Du seiest bei uns, auch wenn wir dich nicht sehen. Du seiest in uns, auch wenn der Zweifel sich wichtig macht und wir dich nicht mehr kennen. Gott, stärke unsere Hoffnung, dass wir dich nicht aus den Augen verlieren trotz allem Kummer.“

Die Gemeinde singt unter Orgelbegleitung noch einmal das Kyrie. Als nächster geht Bischof Klaiber ans Mikrofon und spricht:

„Gott, in deinem Sohn bist du uns Menschen nahe gekommen. Er hat uns gelehrt füreinander einzustehen. Er hat sich den Gebeugten und Geschlagen zugewandt. Er hat im Kreuz und Tod das Leiden der Menschen geteilt. Er ist uns in der Auferstehung von den Toten vorangegangen. Gott, schenke uns den Glauben an das Leben, das du bist.“

Wieder singt die Gemeinde, von der Orgel begleitet, das Kyrie. Nun ist Dina Kabul am Mikrofon, die Studentin aus Indonesien:

„Gott, es liegt so vieles daran, dass wir verantwortungsbewusst handeln. Dass wir weise Wege gehen ohne Eitelkeit, ohne Angst. Dass wir Wege zum Frieden finden und Straßen der Vernunft. Dass die Hilfe für den nahen und den fernen Nächsten stetig wächst. Dass wir in Not und Verzweiflung zusammenstehen. Gott, entzünde in uns die Liebe, die sich in Einfühlung und Solidarität erweist.“

Es folgt wieder das Kyrie von Gemeinde und Orgel. Georg Kardinal Sterzinsky – sein Name, und dass er Erzbischof von Berlin ist, wird eingeblendet – spricht als nächster:

„Gott, in diesen Zeiten erwarten die Menschen von deiner Kirche ein Zeugnis deiner Barmherzigkeit. Der du die Gütigen segnest, die Gerechten förderst, die Tapferen stützt, die Helfenden stärkst, die Angefochtenen nicht verlässt, die Ohnmächtigen tröstest, die Sterbenden hältst und die Toten in dein Reich aufnimmst. Gott, mache deine Kirche zu einem Werkzeug deines Friedens.“

Es folgt erneut das Kyrie. Bischof Huber spricht: „Gemeinsam beten wir, wie unser Herr Jesus Christus uns gelehrt hat.“ Alle gemeinsam sprechen daraufhin das Vaterunser.

Deutung:

Nach den Schriftlesungen und der Predigt folgt nach der traditionellen Gottesdienstordnung das Fürbittengebet mit dem Vaterunser. Dabei nehmen die ersten Fürbitten stärker die Klagen und Schmerzen auf und schlagen somit eine Brücke zu dem Klagegebet vor den Schriftlesungen. Die anschließenden Fürbitten nehmen stärker fürbittenden Charakter an. Während dieses Gebets singt die Gemeinde nun selbst das Kyrie im Gegensatz zum Klagegebet: Dort hatte die Domkantorei der Gemeinde die Stimme geliehen, der – so könnte man interpretieren – es noch die Stimme verschlagen hatte. Man gewinnt den Eindruck, dass die Gemeinde durch die Schriftlesungen, die Predigt und die dazu gesungenen Lieder die Sprache wiedergewonnen hat und dass die Betenden nun mit mehr Zuversicht ausgerüstet sind. So ist jedenfalls eine Steigerung im Gottesdienstverlauf erkennbar, die hilft, die Kluft zwischen Menschen und Gott, verursacht durch die Katastrophe, zu überbrücken, und die Menschen somit wieder dem Trost zugänglich macht. Wer Gott seine Klagen gesagt hat und ihm nun seine Bitten anzuvertrauen vermag, hat einen Transformationsprozess erlebt: Von der Sprachlosigkeit zur Sprachfähigkeit, vom Anklagen hin zum vertrauenden Bitten, von der Abwesenheit Gottes hin zur Anwesenheit Gottes. Wenn die Menschen sich auf diesen Prozess der Veränderung eingelassen haben, könnte man den Gottesdienst mit dem Begriff „Performance“ bezeichnen, da die Teilnehmenden den Gottesdienst getröstet und gestärkt im Glauben verlassen können.

Betrachtet man die Struktur des Gottesdienstes, so kann dieses Gebet als ein eigenständiger Teil angesehen werden, denn auch Schriftlesungen und Predigt mit den darauf antwortenden Liedern sind als eigenständiger Teil des Gottesdienstes erkennbar.

7. Filmsequenz: Segen und Adventslied

Beschreibung:

Direkt nach dem Amen des Fürbittengebets mit Vaterunser sprechen die Bischöfe Huber und Lehmann gemeinsam den Segen: „Es segne und behüte euch, Gott, der allmächtige und barmherzige, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.“ Beide haben zum Segen die Hände erhoben und beschließen diesen Gestus mit einem dreifachen Kreuzzeichen. Einige andere, die ja seit Beginn des Fürbittengebets mit vorn am Altar stehen, bekreuzigen sich selbst. Daraufhin setzt die Orgel ein und die Gemeinde singt das Adventslied EG 7,1+6 (GL 105, 1+6): „O Heiland, rei die Himmel auf, herab, herab vom Himmel lauf, rei ab vom Himmel Tor und Tür, rei ab, wo Schloss und Riegel für. Hier leiden wir die größte Not, vor Augen steht der

ewig Tod. Ach komm, führ uns mit starker Hand vom elend zu dem Vaterland.“ Die am Altar Stehenden sind zu Beginn des Liedes die zwei Stufen heruntergegangen und wenden sich dem Altar zu. Sie bleiben während beider Strophen dort stehen. Mit einer Innenperspektive des Doms endet der Film. Es folgt der Abspann, der neben den Namen der Redakteure, der Regie etc. noch einmal anzeigt, dass es sich um einen ökumenischen Gottesdienst aus dem Berliner Dom zum Gedenken an die Opfer der Flutkatastrophe in Südasien handelte.

Deutung:

Kann der Segen mit dem Adventslied als ein eigener Strukturteil des Gottesdienstes aufgefasst werden? Er würde dann korrespondieren mit dem Eröffnungsteil, während die beiden Gebetsteile – Klagegebet und Fürbittengebet – miteinander korrespondieren würden und der Schrift- und Predigtteil in der Mitte des Gottesdienstes angesiedelt wäre. Man könnte auch – in unierter Tradition – vom Mittelteil des Gottesdienstes ausgehend strukturieren und einen zur Predigt hinführenden Teil ausmachen, denn schon der Eröffnungsteil war nicht klar abgrenzbar und nach der Predigt bildeten Fürbittengebet, Segen und Schlusslied sowohl zeitlich als auch von den Bewegungsabläufen der agierenden Personen her gesehen eine enge Verbindung. Gegen diese Strukturierung spricht, dass das Klage- und Fürbittengebet und insbesondere die Kerzenhandlung ein starkes emotionales Gewicht und eine tiefe Bedeutung erhalten haben, so dass diese beiden Strukturteile nicht nach der herkömmlichen Gottesdienstauffassung im evangelischen Bereich auf die Predigt als Höhepunkt und Ziel des Gottesdienstes hin angelegt sind. Vielmehr scheint mir der Gottesdienst in einem in sich gespannten und im Großen und Ganzen stimmigen Bogen verlaufen zu sein, in dem es nicht um einen Mittelpunkt und Höhepunkt ging. Stattdessen ging es darum, dass Trauernde ihre Klagen und auch Anklagen gegen Gott zum Ausdruck bringen dürfen und können, um dann gleichwohl dem angeklagten Gott ihre Fürbitten ans Herz zu legen, um selbst auf diese Weise als getröstete und gestärkte Menschen aus diesem Gottesdienst zu gehen. Denn wer sich auf den geschilderten Transformationsprozess eingelassen hat, kann zum Schluss des Gottesdienstes den Segen als Stärkung und Wegbegleitung Gottes erfahren haben und darauf vertrauen, dass die Trauer, aber auch das Helfen von Gott begleitet wird. Er kann als Betroffener, zumal, wenn ihm nahe stehende Menschen zu Tode gekommen sind, in seinen Alltag und in die von Trauer gezeichnete Welt zurückgehen und mit einer veränderten Perspektive die durchaus nicht veränderte Welt neu sehen und in ihr zu leben versuchen. Die veränderte und tröstende Perspektive erreicht erst durch das Adventslied nach dem Segen ihren emotionalen Höhepunkt, dem man sich kaum entziehen kann, selbst wenn man sich zuvor auf den Transformationsprozess nicht hatte einlassen können: Allein schon die adventliche Melodie des Liedes, das kaum jemand schon einmal in einer solchen Situation gesungen haben dürfte, weckt das Gefühl von Schutz und Trost. Das Adventslied kann für sie auf verbaler – O Heiland, rei die Himmel auf – und nonverbaler Ebene, Letzteres vornehmlich durch die musikalische Sprachebene, das erhoffte und geglaubte Reich Gottes mitten in dieser Welt und nach dieser Welt

zu Bewusstsein bringen. So wird ein Bogen vom Beginn des Gottesdienstes bis hin zu seinem Schluss mit dem Segen und Adventslied gespannt: Das momentan Bedrängende wird mit dem ewig Gültigen verbunden.

II. Einschätzung

Ich halte diesen ökumenischen Gedenkgottesdienst nicht nur hinsichtlich seines Aufbaus für gelungen, sondern auch hinsichtlich seines ökumenischen Charakters: Es waren doch die evangelischen Kirchen der EKD durch den Ratsvorsitzenden Huber, die römisch-katholische Kirche durch den Vorsitzenden der Bischofskonferenz Lehmann und die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen durch ihren Vorsitzenden Bischof Klaiber vertreten, damit auch die Freikirchen und einige in Deutschland angesiedelte orthodoxe Kirchen, dazu kamen einige Laien, die nicht am Rande stehen gelassen wurden, sondern bei den Gebeten und Lesungen eine wichtige Aufgaben wahrgenommen haben. Ökumenisch bemerkenswert war, dass nicht – wie sonst oft üblich – der evangelische Vertreter die Predigt und der katholische Vertreter die Liturgie gehalten hat, sondern dass hier umgekehrt der evangelische Bischof die liturgische Leitung innehatte und der katholische Bischof die Predigt gehalten hat. Es wurde ein Gottesdienst gefeiert, bei dem die Repräsentanten des deutschen Staates neben den in ihm lebenden Kirchen versammelt waren in einem Gebäude, das an die nicht immer unproblematische Verbindung von Thron und Altar erinnert. Dieser historische Hintergrund ist in besonderer Weise fortentwickelt worden: Die Vertreter eines demokratischen Staatswesens, Regierungs- wie Oppositionsvertreter, haben an diesem Gottesdienst teilgenommen und wie alle anderen Menschen unten auf der Ebene des Kirchenschiffs Platz genommen (die nach wie vor vorhandene Kaiserloge ist den Fernsehzuschauern nicht ein einziges Mal gezeigt worden). Staat und Kirche haben sich nicht selbst gefeiert, sondern sind aus einem furchtbaren Anlass heraus zu einem Gedenkgottesdienst zusammen gekommen und haben so ihre Aufgabe, ihre Verantwortung und ihren Dienst am Nächsten zum Ausdruck gebracht.

„An diesem Tag reichte der Raum nicht“

Erinnerungen an ‚Erfurt‘

KATARINA SCHUBERT

Als mich Lutz Friedrichs bat, meine Erinnerungen an die Ereignisse in Erfurt aufzuschreiben, habe ich ohne langes Zögern zugesagt. Auch mit dem Abstand von fast drei Jahren sind die Eindrücke aus diesen Tagen bei mir noch sehr lebendig. Und selbst der räumliche Abstand zu Thüringen – ich lebe jetzt in Hannover – hat nicht bewirkt, dass diese Tage in der Erinnerung verschwunden wären, im Gegenteil. Ich habe immer noch den Wunsch, davon zu erzählen. Und das will ich jetzt auch tun, sehr persönlich geprägt.

Ich bin im April 2002 Pastorin in zwei Dörfern gewesen, die etwa 50 km südwestlich von Erfurt liegen. Erfurt ist meine Landeshauptstadt gewesen. Und noch heute tut es mir ein wenig weh, wenn „Erfurt“ als Begriff für die Bluttat verwendet wird. Natürlich hat dieses Ereignis das Leben verändert, aber Erfurt ist für mich dennoch mehr als das, was am 26. April 2002 dort geschehen ist. Ich bin unzählige Male in dieser wunderschönen Stadt gewesen, deren Silhouette vom Dom und der Severikirche geprägt ist. Die Domstufen und der große Platz davor waren dann auch Ort der großen Trauerfeier für die Opfer.

Zudem habe ich mal selbst in Erfurt gearbeitet und kenne viele Menschen, die dort leben, unter ihnen sind mein Bruder, der dort wohnt, und meine Schwester, die in Erfurt arbeitet – ich habe also viele persönliche Bindungen zu dieser Stadt. Davon werde ich noch erzählen.

Erste Meldungen aus Erfurt

Am 26. April 2002 schrieb meine Tochter Abiklausur – nicht in Erfurt, sondern 50 km von dort entfernt. Ich war mit meinen Gedanken natürlich auch bei ihr an diesem Vormittag. Am Nachmittag war ich wegen einer Trauerfeier im Auto unterwegs und hörte im Radio die ersten Meldungen aus Erfurt, die noch sehr unklar waren und sich überschlugen. Nachdem ich nach der Trauerfeier wieder daheim war, hatten meine beiden Kinder – mein Sohn war damals 16 Jahre alt – schon in den Nachrichten die ersten Meldungen gehört. Wir saßen dann gemeinsam vorm Fernseher, n-tv hat live aus Erfurt übertragen. Ich konnte es nicht fassen und meine Kinder genauso wenig.

Am Abend wurde schon eine Andacht live aus dem Erfurter Dom übertragen. Ich habe mir diese Andacht angeschaut und war hin- und hergerissen. Zum einen war ich froh, dass wenigstens gleich eine Andacht im Dom stattfand. Was hätte man sonst tun können als miteinander zu beten und zusammen zu sitzen? Der Dom war hoffnungslos überfüllt. Aber es war auch zu merken, dass diese Andacht kaum vorbereitet werden konnte und sehr improvisiert wirkte. Die evangelische Kirche war nur schwach vertreten. Allen war die Erschütterung anzumerken.

Am Tag danach

Am nächsten Morgen – ein Samstag, also schulfrei – habe ich telefoniert. Neben meiner Tätigkeit in der Gemeinde musste ich vier Wochenstunden an einem Gymnasium in der Nähe Religion unterrichten, Oberstufe. Ich habe an meine Kollegen gedacht und sie deshalb angerufen. Die Reaktionen waren so unterschiedlich, wie die Personen – von tiefer Erschütterung und Fassungslosigkeit bis hin zu der Äußerung: „Ach wissen Sie, ich habe in meinem Leben schon so viel Schlimmes mit ansehen müssen, ich bin da ganz nüchtern.“ (Wobei sich der Kollege dabei wohl überschätzt hatte, denn in der darauf folgenden Woche, in der er sich dem Gespräch hätte stellen müssen, war er krank und hat auch später nie passende Worte gefunden.)

An diesem Tag musste ich meine Predigt für den folgenden Sonntag, den Sonntag Kantate, vorbereiten. Der vorgeschriebene Text war Offenbarung 15, 2-4, das „Lied der Überwinder“. Nach Singen war mir nicht zumute und ich bin in die Predigt eingestiegen mit dem 137. Psalm: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten“. Die Worte des Psalms haben mir geholfen, mich auszudrücken. Nein, das war noch keine Antwort auf das, was da in Erfurt geschehen ist. Ich habe in diesen Tagen mit Hilfe der verschiedenen Bibeltexte Worte gefunden, um mich überhaupt zu artikulieren. Und das ist vor allem bei mir hängen geblieben. Wir haben in der Bibel und im Gesangbuch Worte für das, was andere nicht mehr ausdrücken können. Wir haben die Möglichkeit, in den alten Worten der Tradition uns zu orientieren und einer Situation, die unsere Auffassungsmöglichkeiten übersteigt, wenigstens einen Rahmen zu geben.

Die Israeliten haben sich geweigert, im fremden Land zu singen. Und wir fühlten uns auf einmal im eigenen Land fremd und hatten einen Kloß in der Kehle. Wie können wir friedlich sitzen und singen, wenn es möglich ist, dass nicht weit von uns entfernt Lehrer und Schüler regelrecht hingerichtet werden von einem, mit dem sie vorher zusammen gelernt hatten?

Am Ende besiegt Gott das Böse, das uns in vielfältiger Gestalt gegenüber tritt. Offenbarung 15 versucht zu trösten. Und wir sind im Gottesdienst eng zusammen gerückt.

Am Sonntag Nachmittag bin ich gemeinsam mit meinen Kindern nach Erfurt gefahren. Ich wollte unbedingt dort hin. Ich wollte mit eigenen Augen wenigstens das Haus sehen, in dem die schreckliche Tat passiert war.

Wir haben meinen Bruder besucht und meine Schwester getroffen. Meine Schwester ist Journalistin. Sie hat in diesen Tagen beinahe rund um die Uhr gearbeitet. Alle wollten Berichte aus Erfurt haben.

Wir sind gemeinsam durch die Stadt gelaufen, zum Gutenberg-Gymnasium, und dann auf den Petersberg neben dem Dom. An diesem Tag war die Stadt ganz still. Es war, als läge ein großes, bleiernes Schweigen über Erfurt. Jedes laute Geräusch erschreckte, alle redeten gedämpft, Lachen war nicht zu hören. So etwas habe ich nie wieder erlebt in einer großen Stadt.

Eine der ermordeten Lehrerinnen hatte mit ihrer Familie in der Kirchgemeinde meines Bruders gelebt, war dort ehrenamtliche Mitarbeiterin gewesen. Mein Bruder kannte auch einige Schüler, die am Gutenberg-Gymnasium dabei gewesen waren, Kinder einer Kollegin. Er erzählte uns davon.

„An diesem Tag reichte der Raum nicht“

Am nächsten Morgen musste ich zum Unterricht in die Schule fahren. Ich hatte mit einem Kollegen, der als Lehrer neben Latein auch Religion unterrichtet, verabredet, dass wir eine Andacht anbieten wollen. Sonst war das Thema „Andacht“ in der Schule immer ein Problem. Wir hatten mal versucht, monatlich dazu einzuladen, in der großen Pause. Die Schulleitung hat das zwar unterstützt, aber es gab immer Lehrerinnen und Lehrer, die damit nicht einverstanden waren. So waren die Andachten wieder eingeschlafen. Aber an diesem Tag reichte der Raum nicht.

Ich hatte eine kurze Ansprache vorbereitet, Text: 2. Tim 1, 7. Der Geist der Furcht war für mich das Stichwort gewesen. Denn Furcht und Angst waren in der Schule wirklich zu spüren. In der Andacht haben wir auch gesungen und das Vaterunser gebetet, und uns dabei an den Händen gehalten. Sicher waren in dieser Andacht viele dabei, die sonst nie zur Andacht gegangen wären. Und auch Lehrerinnen und Lehrer waren gekommen, die mit Tränen in den Augen mir hinterher die Hand gedrückt haben. Ich bin die einzige gewesen, die an diesem Tag in der Schule etwas zu dem gesagt hat, was in Erfurt geschehen war. Die Schulleitung hatte geschwiegen.

Dass Andachten in einer Schule im Osten Deutschlands nicht alltäglich sind, ist nur zu verstehen auf dem Hintergrund von 40 Jahren sozialistischer Schule. Viele Lehrerinnen und Lehrer an meinem Gymnasium waren auch schon vor der Wende in diesem Beruf gewesen. Lehrer in der DDR waren bis auf ganz wenige Ausnahmen nicht in der Kirche und meist auch sehr kirchenkritisch eingestellt. Dass dann nach der Wende Religion als Pflichtfach auftauchte, war für viele nur mit Mühe akzeptierbar, manche haben immer noch von der „Bastelstunde“ geredet und das Fach selbst in der Oberstufe für unwissenschaftlich gehalten – so war halt die DDR-

Terminologie. Nun gar Schulgottesdienste und Andachten in der großen Pause einzuplanen, Schüler darauf hinzuweisen oder gar selbst hinzugehen – das war eine große Hürde.

Aber nun waren die Ereignisse so, dass im Grunde alle nach Worten und auch nach Riten, oder sagen wir wenigstens nach einem Rahmen suchten, um das Geschehene zu verarbeiten. Da die Schulleitung nichts anbot, war die Andacht die einzige Möglichkeit. Ich fand es gut, dass auch Lehrerinnen und Lehrer es wagten, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, daran teilzunehmen.

Angst und Sprachlosigkeit

Meine Schüler haben mich an diesem Tag gefragt, ob ich Angst gehabt hätte, in die Schule zu kommen. Im ersten Moment hatte ich diese Frage gar nicht verstanden. Aber es gab Lehrerinnen, die mir im Lehrerzimmer dann erzählt haben, dass sie Angst haben – Angst davor, auch hingerichtet zu werden, wie die Kollegen in Erfurt. Ein Studienkollege und Freund des stellvertretenden Schulleiters war unter den Ermordeten. Viele Lehrerinnen und Lehrer meiner Schulen hatten in Erfurt studiert, hatten Freunde und Verwandte dort. Warum sollte das, was dort möglich ist, nicht auch bei uns passieren?

Angst vor den Schülern hatte ich nicht. Aber es war überall zu spüren, dass alle verunsichert waren: Schülerinnen und Schüler waren geschockt von der Gewalt und wozu einer in der Lage ist, der so alt ist wie sie. Und Lehrer wagten sich kaum noch, Zensuren zu geben, zu kritisieren und Entscheidungen zu fällen, weil sie nicht wussten, ob nicht auch einer von ihren Schülern in der Lage wäre, zur Waffe zu greifen. Sprachlosigkeit und Angst waren die ersten Reaktionen. Und das Gefühl, dass auf einmal im Alltag sich der brutale Tod breit macht. Der Tod, der sonst nicht in den Alltag gehört und über den man am liebsten gar nicht redet.

„Lerne, um zu leben“

Wir haben dann in der Schule verabredet, dass wir noch einmal zu Andachten einladen. Am Freitag dieser Woche, am 3. Mai, war die große Trauerfeier in Erfurt auf dem Domplatz geplant. Es gab dazu die Nachricht, dass alle Schülerinnen und Schüler in Thüringen, die an dieser Trauerfeier teilnehmen wollen, nach Erfurt fahren können und dafür schulfrei bekommen. Wir haben besprochen, dass wir am Vormittag für die, die nicht nach Erfurt fahren wollen, auch zwei Termine in der Schule mit Andachten anbieten. Vor allem den Lehrerinnen und Lehrern war das ein Bedürfnis. Und so haben wir am Vormittag des 3. Mai zweimal zu Andachten eingeladen. In überfüllten Klassenräumen haben wir zusammen gestanden, gesungen, gebetet. Mein Kollege hatte die Ansprache übernommen, ich habe das andere gestaltet. Text: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“. Diesen

Vers aus dem 90. Psalm hatten wir ausgewählt, weil am Gutenberg-Gymnasium über der Tür ein Spruch eingepreßt ist: Lerne, um zu leben.

Bei diesem Text und auch bei der gesamten Gestaltung hatte ich immer noch das Gefühl, dass wir uns dem, was da geschehen ist, nur mühsam nähern konnten, aber noch nicht wagten, den Kern anzusprechen.

Ich habe dann nach der Schule an diesem Tag auch in meiner Gemeinde eine Andacht gehalten, zu der viele Gemeindeglieder kamen, viele tief erschüttert.

Und ich habe mir die Übertragung der zentralen Trauerfeier in Erfurt angesehen. Die Predigt hatte Bischof Kähler gehalten. Er hat für mich das angesprochen, was ich noch nicht sagen konnte. Er hat über das 5. Gebot gepredigt: Du sollst nicht töten. Ich bin ihm sehr dankbar, dass er in dieser Klarheit das sagen konnte. Alle anderen Reden, die dort gehalten wurden, sind am mir vorbei gegangen, trotz aller ehrlichen Erschütterung. Aber diese Predigt ist mir in Erinnerung geblieben.

Andere stehen hinter mir

Noch etwas will ich erzählen, weil es mir sehr eindrücklich war. Ich hatte schon erwähnt, dass mein Bruder in einer der Erfurter Kirchgemeinden zu Hause ist. Er singt dort auch im Chor mit. Er hat mir von der Trauerfeier erzählt, die nach der großen, zentralen in seiner Kirchgemeinde für eine der ermordeten Lehrerinnen stattfand. Abgesehen von der großen Betroffenheit, die alle in der Gemeinde geteilt haben, ist mir ein Bild aus seiner Erzählung in Erinnerung geblieben. Sie hatten zum Schluss des Trauergottesdienstes den Bach-Satz „Ach Herr, lass dein lieb Engelein“ gesungen. Alle waren aufgestanden. In der ersten Reihe stand der Mann der Verstorbenen mit seinem kleinen Kind. Nach dem Schluss des Chorals blieben alle stehen. Lange Zeit war Stille. Mein Bruder sagt, es war, als ob alle hinter dem Mann und seinem Kind gestanden hätten. Erst nach einer ganzen Weile sind sie still gegangen.

Das finde ich ein gutes Bild: Dass wir als Kirche einen Raum haben, und bekannte und vertraute Formen, die es ermöglichen, dass Menschen in solch einer Erschütterung nicht allein sind. Dass sie das Gefühl haben können: Die anderen stehen hinter mir.

Worte, die tatsächlich erklären, werden wir wohl nicht finden können in solch einer Situation. Ich habe in diesen Tagen gespürt, wie hilfreich es ist, dass ich Bibelworte habe, mit denen ich mich auseinander setzen kann.

Dass ich Andachten und Gottesdienste halten musste, war für mich keine Belastung, auch wenn es schwere Aufgaben waren. Vielmehr war es so, dass die Bibelworte, die Lieder und Gebete mich gehalten haben. Ich selbst konnte mich daran festhalten und damit auch anderen eine Hilfe sein.

Brücke zur Welt

Erste Überlegungen zu Musik in Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen

BERTOLD HÖCKER

Gottesdienste anlässlich gesellschaftlicher Krisen – bei Unglücksfällen, Naturkatastrophen, Gewalttaten – sind wie jeder Gottesdienst von ihrem Anlass her zu gestalten. Sie sind von Tradition und Herkommen Kasualgottesdienste,¹ weil der Anlass den Gottesdienst bestimmt. Die bisher gemachten Erfahrungen zeigen, dass in der Regel viele Teilnehmende zu erwarten sind und dabei etliche mit den klassischen liturgischen Elementen eines Gottesdienstes nicht vertraut sein werden. Ein Spannungsverhältnis zwischen dem Anspruch christlicher Verkündigung und Rücksichtnahme auf Teilnehmende, die keiner Kirche angehören oder aus anderen Gründen als dem gegebenen Anlass einen christlichen Gottesdienst nicht besuchen würden, ist bei allen Planungen zu berücksichtigen.²

Ein Gottesdienst scheint aus meiner Sicht umso glaubwürdiger und in seiner Feier deutlicher, wenn das Spannungsverhältnis zwischen Verkündigungsanspruch und Rücksicht auf Nichtchristen oder Distanzierte positiv genutzt wird. Jeder Vereinnahmung oder Verflachung wird damit entgegen gewirkt. Darum ist es an dieser Stelle sinnvoll, sich der Grundlagen von Kirchenmusik zu versichern, um daraus Kriterien für die Musik in Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen abzuleiten. Ich greife auf Überlegungen der Reformkommission „Kirchenmusik“ der Nordelbischen Ev. Luth. Kirche zurück, der ich selbst angehört habe, und beziehe mich inhaltlich in meinen Ausführungen auf deren Arbeit.

I. Zum Selbstverständnis der Kirchenmusik

„Sic praedicavit Deus evangelium etiam per musicam.“
 „So hat Gott das Evangelium verkündigt auch durch die Musik.“

MARTIN LUTHER

Kirchenmusik ist *eine Seinsweise des Wortes Gottes*. Unter „Wort Gottes“ verstehen wir alle Bezeugungen des Heiligen Geistes, die eine Veränderung in Hinsicht auf die

¹ Man vergleiche nur einmal die Kasus, die im Perikopenbuch genannt sind.

² Die Musik bei multireligiösen Feiern thematisiere ich hier nicht, weil noch zu viele theologische Fragen offen sind.

verkündigten Inhalte hervorbringen. Das äußere Wort wird durch den Heiligen Geist zum Wort Gottes. Kirchenmusik ist Wort Gottes aus sich heraus.

Das Wort Gottes ist prinzipiell unsagbar. Die Musik ist ein unersetzbares Medium, in welchem präsent wird, was ohne sie unsagbar bliebe. Musik operiert jenseits der Grenze der Sprache und „zwingt“ uns damit Ahnungen des unsagbar „Anderen“ auf. Sie demonstriert, dass da „nicht Nichts“ ist, sondern dass „da ein Da“ ist, was analytischer oder empirischer Umschreibung trotzt.

Musik ist eine *Quelle* und besitzt als solche einen Eigenwert, der unabhängig von ihrer Ausführung und Akzeptanz besteht. Kirchenmusik steht gleichwertig neben dem gesprochenen Wort; sie ist kein „schmückendes Beiwerk“.

Auf der Unterscheidung von Kirchenmusik und anderer Musik ist zu bestehen.

Kirchenmusik ist alle Musik, die die christlichen Inhalte *vergegenwärtigt* oder auf sie *verweist*. Das geschieht durch Musik, die an christliche Texte gebunden ist und / oder den Menschen an Leib, Seele und Geist im christlichen Sinne stärkt.

Wahrhaftigkeit braucht Qualität und Qualifizierung. Jeder Text wird schweigen, wenn man nicht Menschen dazu ausbildet, die gesamten Konnotationen eines Textes zu Gehör zu bringen. Es braucht Deutungskompetenz: Die Fähigkeit zu deuten, zu übersetzen und verantwortlich auszuführen. Dies gilt für die Musik genauso wie für das gesprochene Wort.

Kirchenmusik ist praktizierte, augenblickliche Musik.

Kirchenmusik ist Lob- und Dankopfer: „Die Toten werden dich, Herr, nicht loben, keiner, der hinunterfährt in die Stille; aber wir loben den Herrn von nun an bis in Ewigkeit. Halleluja!“ (Psalm 115,17)

II. Zu den Wirkungen von Kirchenmusik

„Musik ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.“

J. W. GOETHE

Der Mensch reagiert unmittelbar auf Musik. Sie spricht ihn umfassend und ganzheitlich an und trägt so zur „Ganz-Werdung“ des Menschen bei.

Musik kann den höchsten Zuständen menschlichen Bewusstseins einzigartigen Ausdruck geben. Jede musikalische Erfahrung modifiziert unser Bewusstsein. Musik kann verwandeln, auch wenn man das Wesen und die Art und Weise des Gegriffenseins durch Musik kaum kennt.

Als übergeordnete „Sprache“ eint Musik trotz aller Verschiedenheit die Musizierenden und Hörenden und ermöglicht Gemeinschaft, die bei Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen durch Ernstnahme der Verschiedenheit der Teilnehmenden gekennzeichnet ist. Das Musizieren wie Hören geistlicher Musik schafft Zugang zu biblischen Texten und Themen und lässt den Einzelnen, seien es Ausführende oder Hörende, Freiraum zur persönlichen Aneignung. Damit trauen wir in den Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen der Musik die gemeinschaftsstiftende

Funktion zu, die durch Sprechakte Einzelner so nicht erreicht wird. Dabei sind Themenkreise und biblische Themen, die in krisenhaften Situationen eine Rolle spielen, fast nur noch durch die Kirchenmusik einer breiteren Öffentlichkeit präsent. Wo sonst spielen die Themen Jüngstes Gericht, Zorn Gottes oder AT-Geschichten von Kriegen und Katastrophen eine Rolle?

Kirchenmusik hat eine ungebrochen hohe und werbende Außenwirkung und nach wie vor hohe öffentliche Akzeptanz. Sie strahlt über die Mitwirkenden nicht nur in deren unmittelbares Umfeld hinein aus, sondern schafft darüber hinaus Verbindung auch zu Menschen, die der Kirche eher fern stehen. Kirchenmusik hält mit ihrem Repertoire Verbindung zu gesellschaftlichen Kreisen, die wir mit anderen Gottesdienstangeboten nicht mehr erreichen. Sie ist eine wichtige Brücke in die säkularisierte Welt, zu der sie sich zugleich inhaltlich in großem Gegensatz befinden kann.

Die große musikalische Tradition der Kirche hält uns in Verbindung mit unserer Geschichte. Der Umgang mit dieser Tradition kann zu vertieftem Verstehen helfen und so auch kirchlich Distanzierten den Blick für die Gegenwart öffnen. Ein bewusster Umgang mit dem Reichtum der kirchenmusikalischen Überlieferung, mit Bewährtem und Tragfähigem, vielleicht sogar Überzeitlichem kann den Blick für Qualität schärfen und Maßstäbe für eigenen, zeitgenössischen Ausdruck deutlich werden lassen, um für den Anlass des Gottesdienstes eine eigene Bewältigungs- und Aneignungsstrategie zu finden. Dabei sind Qualität, Anspruch und Niveau kirchenmusikalischer Arbeit unaufgebbar, wenn man den Menschen als Gegenüber und die Musik gleichermaßen in ihrer Gesamtheit ernst nimmt. Kirchenmusik ist eine ebenso notwendige wie notwendende, unverzichtbare Lebensäußerung lebendiger Gottesdienste. Sie im Miteinander und Ineinander von Theologie und Kirchenmusik zu fördern und zu erhalten, heißt, die Verkündigung des Evangeliums in Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen zu sichern und zu erhalten.

„Christen singen. Es ist die angemessenste Weise, ihren Glauben zu äußern. Im Singen gewinnt das Unfassbare Gestalt, das Innerste kommt zur Äußerung, wird öffentlich, ohne sein Wesen zu verraten.“³

Die Stimme ist die ursprünglichste und direkteste Ausdrucksmöglichkeit des Menschen. Das heißt: Gotteserfahrung, Gottesdienst und die singende Gemeinde - wie auch immer sie zusammengesetzt ist - gehören zusammen. Der Gottesdienst ist ein Lebensraum für den singenden Menschen. Er hält innerhalb der Gesamtgesellschaft die Kultur gemeinsamen Singens aufrecht.⁴

3 Zeremoniale-Ausschuss der Liturgischen Konferenz (Hg.): Ein Evangelisches Zeremoniale, Gütersloh 2004, 66.

4 Wie kulturell bedrohlich die Reduktion des Singens ist, bemerkt bereits das Ausland. So titelte die Los Angeles Times 2001: „The ‚Land der Lieder‘ sings no more“, Los Angeles Times vom 5.2.2001, 3.

III. Konkretionen

Aus dem Gesagten lassen sich Konkretionen für die Musik eines Gottesdienstes anlässlich gesellschaftlicher Krisen ableiten.

Das gemeinsame Singen ist unaufgebbarer Bestandteil des Gottesdienstes. Dabei können aufgrund der erwarteten Zusammensetzung der Teilnehmenden in der Regel einfache Weisen gesungen werden, die durch Vorsingen und Nachsingen als einfache Ruf – Antwort – Gesänge klassisch strukturiert sind. Einfache Kehrverse, die nach zwei- oder dreimaligem Respondieren bereits mitsingbar sind, werden hier vor komplexeren Gesängen den Vorzug verdienen. Solche Kehrverse stehen zahlreich bereit oder können dem Anlass des Gottesdienstes entsprechend neu komponiert werden.

Ebenso verdienen bei Musikstücken, die durch einen Chor oder eine Gruppe allein zur Aufführung gebracht werden, die Werke den Vorzug, die in dem gegebenen Raum ohne Vorwissen verstanden und rezipiert werden können. Daraus folgt, dass homophone Sätze gegenüber der Polyphonie im Vorteil sind.

In der Gesellschaft breit verankerte Musizierformen populären Charakters werden umso mehr überzeugen, je besser diese emotional und von den Konnotationen her dem Anlass des Gottesdienstes entsprechen.⁵ Viele Menschen können sich auf Musikformen leichter einlassen, die ihnen von ihrem täglichen Hören vertraut sind, aber durch Kontrafaktur⁶ oder Centonisation⁷ zu einem dem Anlass entsprechen Werk neu geformt wurden.

Insgesamt betreten alle liturgisch und musikalisch Verantwortlichen mit der Gestaltung von Gottesdiensten anlässlich gesellschaftlicher Krisen Neuland, das erst noch fruchtbar gemacht werden muss. Die Mühen sind den Schweiß der Edlen wert, weil durch diese die Ausdrucksgestalt des Evangeliums für die gegenwärtige Gesellschaft präziser bestimmt werden kann.

5 Ich erinnere dazu an die von Elton John komponierte Musik „Candle in the wind“ zur Trauerfeier für Lady Diana Spencer, deren „Erfolg“ aus meiner Sicht an der Stimmigkeit zwischen Inhalt und Form hängt.

6 Umarbeitung eines „weltlichen“ Liedes zu einem Kirchenlied.

7 „Patchwork“ als Musikstück aus verschiedenen bekannten Liedteilen.

In Gott bleiben

Eine Andacht nach „Beslan“

THIES GUNDLACH

Die Andacht ist im Kirchenamt der EKD am 6. September 2004 gehalten worden.

BEGRÜSSUNG

Wir feiern diese Andacht im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Stichworte zur Einstimmung in das Thema:

Ein spannungsreiches Wochenende:

Auf der einen Seite: herrlicher Spätsommertag, selbst der Norden unschlagbar;
andererseits: Bilder aus Beslan, immer schlimmer, immer apokalyptischer, immer trauriger.

Vertreter des Islam haben sich distanziert von der Tat – und das ist auch gut so. Aber zugleich steht fest: Die Terroristen wollen keine Verhandlungen führen, sondern Märtyrer werden.

Daneben der andere Satz, der mich berührt hat: Eine Frau in der Turnhalle sagte hinterher: „Um uns herum haben die Leute gebetet, und wer nicht beten konnte, dem haben wir es beigebracht!“

Zwei Seiten der Religion, Gewalt und Trost dicht nebeneinander.

Und da hinein der Predigttext von gestern: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm?

Zehn Meter von der Realität entfernt? Der Predigttext kann auch schnell sehr kitschig klingen. Das hat mich beschäftigt, daran will ich Sie gleich teilhaben lassen, aber zuerst lassen Sie uns gemeinsam singen.

LIED: EG 445, 1 - 5

PSALM: Psalm 112, EG 741

LESUNG: 1 Joh 4, 7 - 12.16b

BESINNUNG

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!“

In meiner Pfarramtspraxis haben sich ungezählte Traupaare unter dieses Wort gestellt, die Verknüpfung von Gott und Glaube mit Liebe und Beziehung, das war verlockend, anschaulich, verstehbar. Immer da, wo Menschen sich lieben, ist Gott nicht weit; und umgekehrt: Überall wo Gott gespürt, gesehen, ersehnt wird, wird auch die Liebe gestärkt.

Das haben aber die Macher unserer Perikopenordnung, also der Zusammenordnung der Bibeltexte für einen Sonntag, anders gesehen; denn das Evangelium des Sonntags ist die Beispielsgeschichte vom Barmherzigen Samariter, die ja offensichtlich Bleiben in der Liebe Gottes identifiziert mit dem liebevollen Tun für den Nächsten. Und mal ehrlich, wie oft würden Sie auf die Frage nach der christlichen Liebe von den guten Taten, dem überzeugenden liebevolle Tun, den helfenden Aktionen sprechen? Uns sind handlungsorientierte, ethische, pragmatische Antworten näher, die Ethik hat eine gute Konjunktur, auch weil sich ja damit die Existenz der Kirche vermeintlich etwas besser begründen lässt.

Ich glaube, das ist ganz typisch für unseren Protestantismus: Wir sind doch sehr nach außen orientiert, handlungsorientiert, wir wollen gestalten, wir wollen im Namen der Liebe Gottes gute, gerechte, gelingende Verhältnisse befördern, wollen der Liebe Gestalt geben. Und das ist ja auch gut so.

Aber manchmal beschleicht mich eine Ahnung, dass wir das Bleiben in der Liebe Gottes als Quelle allen unseren Handelns vernachlässigen, dass wir es fast verlernt haben, in Gott zu ruhen, in seiner Liebe einzukehren und seine Gegenwart zu erahnen. Wir stellen alle Innerlichkeit leicht unter den Verdacht der Selbstgenügsamkeit. Versenkung, Meditation, geformte Spiritualität, Andacht als Ausatmen vor Gott, das Bleiben in der Liebe Gottes als Unterbrechung des alltäglichen Tempos, – können wir das noch gut, können wir das noch einladend und überzeugend? Ist dem Einkehren in Gottes Licht, ist dem Heimkehren in seinen Geist, ist dem Staunen vor dem Geheimnis Gottes nicht doch viel zu oft und viel zu gründlich misstraut worden als unerlaubte Innerlichkeit? Und rechtfertigen wir unsere Existenz als Christen und als Kirche nicht viel zu oft und viel zu bereitwillig durch Hinweise auf unsere guten sozialen Werke, unsere bedeutende Diakonie, unsere gewichtigen gesellschaftskritischen Stellungnahmen?

Die Alten waren da ja noch richtig ein bunter, vielfältiger Laden mit vielen Angeboten: Der Glaube, das Berührtwerden von Gottes Geist, das Erfülltsein von seiner Gewissheit, das Bleiben in Gottes Liebe, das wurde – wie bei einer ordentlichen Marmeladenschichttorte – mit ganz unterschiedlichen Schichten, Aspekten und Dimensionen beschrieben, die jeweils nur einen Teil des einen, unfassbaren Ereignisses der Berührung durch Gottes Gegenwart aussprachen: Im Berührtsein durch

Gottes Liebe liegt Berufung und Erleuchtung, Umkehr und Einkehr in Gott, es liegt darin die sog. „unio mystica“, das unsichtbare Verschmelzen mit Gottes Gegenwart und die Erneuerung des ganzen Menschen und die Wiedergeburt seines Innersten. Weiter wurde gelehrt die Rechtfertigung des Gottlosen (nicht des Frommen!) und alles gipfelte in der wunderbaren „glorificatio“, also eine einzigartige Würdigung des Glaubenden durch Gottes Geist, die nicht an sein Tun und Lassen, seinen Wert und seine Leistung gebunden war, sondern eine Art unantastbarer himmlischer Jubel über seine Existenz spiegelte. Und zu jedem dieser Schichten gab es ein eigenes Lehrstück, einen eigenen Abschnitt Dogmatik! Manchmal denke ich, es wäre nicht schlecht, wenn wir solche Vielfalt auch noch hätten.

Denn letztlich antworten alle diese Lehrstücke doch auf die von Luther ausgehende Frage, was eigentlich macht einen guten Baum aus, damit er dann auch gute Früchte bringen kann. Und zu solch einem Baum gehört eben nicht zuerst Handeln, sondern Hören, Einfinden, Schweigen, Beten, Staunen und Singen. Wir Protestanten haben dies vielleicht ein bisschen vernachlässigt, wir haben vergessen, dass Gottes Berührung unseren Geist frei macht von all den kleinen und kleinlichen Gedanken, dass wir weit und schwebend werden können in seinem Klang, und dass wir für einen kleinen Moment ahnen können, dass unser eigenes großes Ich vielleicht doch nicht der Mittelpunkt der Welt ist, sondern auch nur eine Träne im Kelch des Kummers, den Christus getrunken hat.

Liebe Hausgemeinde,

es ist natürlich nicht ganz einfach, an einem durchschnittlichen Montagmorgen von dem Zauber und der Mystik des Glaubens zu sprechen; und doch liegt mir viel daran zu sagen, dass wir m. E. davon in unseren Kirchen viel zu wenig reden und häufig viel zu schnell bei der guten, wertvollen Tat landen.

Dies auch im Blick auf solche Katastrophen wie die in Beslan.

Denn erstens glaube ich, dass neben Aufklärung und Toleranz die Mystik, die Liebe zum Bleiben in Gott, eines der kräftigsten Widerstandsnester gegen allen religiösen Terrorismus und Fundamentalismus ist; wer einmal Gottes Licht erahnt hat, der wird mutig im Glauben und demütig in seinem Wissen, und dass hilft enorm zur Bescheidenheit.

Zum zweiten glaube ich, spüren gerade verletzte, angewiesene Menschen, ob sie in den guten Taten selbst gemeint sind oder ob wir uns nur selbst heiligen wollen, ob sie als Objekt unseres Guttuns erhalten müssen oder ob wir uns wirklich ihnen zuwenden, weil wir Gott gespürt haben.

Und drittens: Was sollten wir den Weinenden in Beslan, in Dafur, in unserer Nachbarschaft und in uns selbst denn zusagen können als diesen einen, inneren Trost, dass nämlich der Glanz Gottes dem Kummer, dem Dunkeln, dem Abgründigen und Bösen eben nicht das letzte Wort überlässt? Sollen denn die Terroristen, die Brutalen und Grausamen nicht nur in dieser Welt gewinnen, wie es leider oft genug geschieht, sondern auch noch in jener Welt, aus der wir kommen, zu der wir gehen,

und deren Frieden unsere Herzen und Sinne bewahren und trösten kann mehr, weiter, tiefer, höher als alle Vernunft und alle Anstrengung in dieser Welt?
Gott sei Dank und Amen.

LIED: EG 165, 5 - 8

FÜRBITTE

Gott,
sieh an die Abgründe in Beslan, (Dafur, Irak und anderswo,)
sieh den Kummer, das Weinen, all die Verzweiflung,
sieh die Macht des Bösen, dass sich so gekonnt verkleidet
als Rechthaben, als Wahrheitsbesitz,
als Glaube und Religion,
als Anerkennung, Erfolg und Schmeicheleien.

Wir bitten dich,
lass uns nicht allein, gib uns nicht auf,
stärke die Gewissen,
nimmt alle Selbstgewissheit aus dem Glauben,
stärke die Fragen, hüte das Feuer der Zweifel,
schütze uns und alle vor einem Dogmatismus,
der über Kinderleichen geht.

Gott,
nimm die Opfer auf in dein Licht,
tröste die Weinenden,
halte die Verzweifelten im Leben,
stärke die Kräfte der Versöhnung,
lehre uns bedenken, dass du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist,
nicht wir, nicht unser Glaube, nicht unsere Religion.

Gott,
heile auch uns, berühre uns mit deiner Güte,
lass dich finden von unserer Sehnsucht,
behüte unseren kleinen Glauben,
höre unsere Segenswünsche für alle, die wir lieb haben
und achte auf mein Gebet, das ich jetzt in der Stille zu dir spreche:

STILLE

VATERUNSER

SEGEN

■ *Kristian Fechtner: Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung, Christian Kaiser / Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2003, 193 S.; ISBN 3-579-05198-9*

Globalisierung ist längst nicht mehr nur in der Ökonomie, sondern zunehmend auch in der Praktischen Theologie ein wichtiger Begriff. Dies ist in den vergangenen Monaten durch regionale und individuelle Ereignisse mit weltweiter Bedeutung erkennbar geworden. Auf das Schicksal unzähliger Menschen in Südasien, die Weihnachten 2004 durch eine enorme Flutwelle in Tod oder Obdachlosigkeit gerissen wurden, reagierten die Menschen weltweit mit einer ungeheuren Spendenflut. Zudem versammelten sich auf dem ganzen Globus Christen zu Gedenkfeiern, wurden ‚normale‘ Sonntagsgottesdienste zu Trauerfeiern umfunktioniert.

Im April 2005 löste der Tod von Papst Johannes Paul II einen beispiellosen Strom von Rompilgern aus, die am Trauergottesdienst teilnehmen wollten. Über TV-Stationen versammelte sich eine an die Milliardenreiche reichende Trauergemeinde jenseits aller Konfessionsgrenzen, die den Verstorbenen zur Symbolgestalt des gegenwärtigen Christentums erklärte. Am nächsten Tag konnte man in Deutschland per Fernsehgerät an der protestantischen Trauerfeier von Harald Juhnke und an einer neuartigen anglikanischen Kasualfeier, der Segnung des britischen Thronfolgers mit seiner zweiten Frau, teilnehmen.

Kirche von Fall zu Fall: Soviel globale, europaweite und nationale Teilnahme an Gottesdiensten aus biographisch bedeutsamen Anlässen war nie. Während sich geschwätzige Reporter zunehmend auf der Suche nach immer neuen Bildern und Informationen verloren, gelang es den kirchlichen Feiern, die Betroffenheit der Menschen in geprägten Gesten, Worten und Ritualen zu integrieren. Eine Theorie der Kasualpraxis in

der Gegenwart kann sich längst nicht mehr auf die Kasualfeiern in Kirchengemeinden beschränken – und als solche ihr Problembewusstsein entwickeln –, sondern muss dem Phänomen standhalten, dass der Öffentlichkeitsanspruch von Kirche im Medienzeitalter maßgeblich durch Kasualfeiern zum Ausdruck kommt.

Kristian Fechtners Darstellung der Kasualpraxis in der Gegenwart gelingt es, zum Verständnis der geschilderten Phänomene beizutragen. Sein Buch „Kirche von Fall zu Fall“ lässt sich – in Anlehnung an das Stichwort von Joachim Matthes – als eine integrale Amtshandlungstheorie beschreiben, als eine Theorie, die sich um Integration jüngerer Kasualtheorien, Kirchen- und Religionssoziologie sowie Biographieforschung in praktisch-theologischem Interesse bemüht. Die Integrationsleistung liegt dabei nicht nur auf Theorieebene, sondern auf Ebene des Vollzugs: „Die Kasualien sind ins Zentrum praktisch-theologischer Überlegungen gerückt, weil sie ein *Herzstück gelebten Christentums* unserer Zeit darstellen.“ (21)

Worin die Integrationsleistung liegt, legt das ausführliche Einleitungskapitel dar. Zwar verzichtet Fechtner, wie auch später beim Durchgang durch die vier zentralen Kasualien, bewusst auf den liturgie- und kirchengeschichtlichen Zugang; Fechtner will sich mit dem Heute, „d.h. [den Kasualien] der Spätmoderne“ (10) befassen. Es wäre dabei allerdings wünschenswert gewesen, diesen nicht ganz unproblematischen Begriff zu erläutern. Sein Anspruch ist es, die „Textur“ der heutigen Kasualpraxis, die „zugrunde liegenden Muster, herauszuarbeiten“ (12). Im Anschluss an Dietrich Rösslers Theorie des neuzeitlichen Christentums zeigt Fechtner auf, dass die Theologie als Praxistheorie die Wandlungen der christlichen Religion in der Lebenswelt der Moderne thematisieren muss, eine Aufgabe, die an kaum einem anderen Themenfeld geeigneter exerziert werden kann als an der Kasualpraxis. Dort wird nicht nur die „individuelle Lebensge-

schichte des einzelnen in ihrer religiösen Dimension artikuliert“, sondern werden auch die „elementaren Handlungsformen des kirchlichen Christentums [...] im Kontext gesellschaftlich verbürgter christlicher Religionskultur“ (21) erkennbar.

Fechtner weist nach, dass zwischen Kasualfeier und Sonntagsgottesdienst kein normatives Gefälle mehr besteht, sondern der Kasualgottesdienst das gesamte gottesdienstliche Geschehen der Kirchen, insbesondere die Liturgie durchdringe: „Die typologische Trennlinie zwischen Sonntagsgottesdienst und Kasualgottesdienst [ist] durchlässig geworden“ (27).

Kasualien integrieren liturgische Praxis mit biographischen, gesellschaftsaktuellen und sozialen Bezügen im Gottesdienstgeschehen: Dies ist, so Fechtner, der religiöse Sinn der Kasualien.

Pastoraltheologische Aspekte, der Zusammenhang zwischen individueller Lebenssituation und volksgemeinschaftlichem Christentum, sowie die gegenseitig deutende Verschränkung von biographischem Ereignis und überkommener Tradition – auf diesen Ebenen wirken die Kasualien verbindend. Dazu kommt, dass in der fallbezogenen Gottesdienstfeier Familienreligiosität, ‚veröffentlichte private Existenz‘ (38) und kulturelle Bezüge ineinander verschränkt sind.

All diese Hinweise sind hilfreich und dienlich, um die oben genannten zeitgenössischen global stattfindenden Kasualien zu begreifen. Sie helfen zu einem kritischen Verständnis für die anhaltende Plausibilität und Attraktivität christlicher Religion für die mitunter brüchig und tragisch verlaufende Lebensgeschichte des Einzelnen, der es gelingt, zwischen Privatem, Öffentlichem und Transzendtem dort eine Brücke zu schlagen, wo sich Abgründe auftun: „Kasualpraxis ist *transitorische Praxis*, in der die Beteiligten durch ein Feld intensivierten Erlebens hindurch und über eine lebensgeschichtliche Kluft hinweg gelangen.“ (46) Im Wesen des Übergangs sind so zentrale

theologische Topoi wie Rechtfertigung und Segen, Diakonie und Feier verankert.

Aus ihnen ergeben sich aber auch die Kriterien zur kritischen Einschätzung so genannter ‚neuer Kasualien‘. Fechtners Studie schließt mit einem Kapitel zur Segnung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften, der (zur Taufe alternativ praktizierten) Segnung Neugeborener und der Frage nach einer Trennungs-Kasualie. Ist erstere noch Beleg für die Pluralisierung und den Plausibilitätsgewinn kirchlichen Kasualhandelns, mahnt Fechtner beim zweiten zur Vorsicht, weil die Erweiterung in „kasuelles Niemandsland“ (149) hinein eine Verengung eines normativ-dogmatischen Taufverständnisses bewirke. Die Trennungsgottesdienste hält Fechtner für eine Überschreitung der kasualtheoretisch denkbaren Grenzen des Gottesdienstes: „Nicht alles, was seelsorgerlich frommt, [ist] auch ins *gottesdienstliche* Ritual einer Kasualie zu bringen“ (152). Fechtners Kriterien sind dabei durchaus überzeugend.

Studierende und Praktiker gleichermaßen werden sich für die Materialteile zu Bestattung, Taufe, Konfirmation und Trauung interessieren. Fechtner ermöglicht hier wichtige Einblicke in den Gegenwarts- und Lebensbezug (Bestattung: Dem Tod ent/begegnen – lesenswert vor allem die Auseinandersetzung mit Eberhard Jüngels Ganz-Tod-These als der absoluten Beziehungslosigkeit des Todes und Hans-Martin Gutmanns Widerspruch: „Mit den Toten leben!“) und die (Ent-) Bindungskraft der Kasualien Konfirmation und Trauung. Gerade in diesen Teilen jedoch wird deutlich, dass Fechtners Studie keine umfassende Darstellung sein kann und will. Sie bedarf der ergänzenden Lektüre einer liturgiegeschichtlichen Tiefenanalyse sowie der liturgietheoretischen und theologischen Erörterung, wie sie etwa Ulrike Wagner-Raus „Segensraum“ leistet.

Fechtners „Kirche von Fall zu Fall“ eröffnet aber insgesamt den Theoriehorizont, um

auch den aktuellsten Entwicklungen globaler Kasuallkultur mit Verständnis zu begeben.

Traugott Roser

■ **Hans-Martin Gutmann: Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive.**
Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2002, 229 S.; ISBN: 3-579-05192-X

„Die Toten sind tot, kann man mit ihnen leben?“ Mit dieser unkonventionellen Frage beginnt der Verfasser eine spannende und von ihm als risikoreich eingeschätzte „gedankliche Reise“ (10). Sich mit Gutmann auf den Weg zu begeben ist lohnend. Seine souveräne Arbeit als „Reiseführer“ verdient Respekt und Anerkennung. Sie zeichnet sich durch differenzierte Wahrnehmungen aus und eröffnet neue Einsichten.

Gutmann formuliert bereits im Vorwort sein Anliegen präzise anhand von drei Thesen, die er in sechs Kapiteln entfaltet. Den Ausgangspunkt bildet die für die Hinterbliebenen schmerzhafteste Einsicht, dass die Toten tot sind. Ohne eine kräftezehrende Trauerleistung kann Leben nicht gelebt werden. Dennoch ist die Beziehung zwischen Verstorbenen und Hinterbliebenen mit dem Tod nicht beendet, beinhaltet der Tod mehr als eine Verhältnislosigkeit, die durch ein aufgehobensein des Toten bei Gott begrenzt ist. Vielmehr entsteht, so die zweite These, eine neue, wechselseitige Beziehung zwischen Toten und Lebenden in einer unberechenbaren Weise. Unter Hinweis auf Norbert Elias spricht sich Gutmann deshalb für ein Ernstnehmen kulturanthropologischer Verhaltensformen aus, die die Beziehung der Lebenden zu den Toten bestimmen. Seine Überlegungen spitzt er in der dritten These zu, wonach „auch die Toten [...] Orientierungsbedarf für ihren neuen Status (haben)“ (9). Provokativ fordert er, die Verstorbenen sollten lernen, dass sie tot sind und daher die Lebenden in

Ruhe lassen. Eine Trauerpredigt mit der direkten Ansprache an eine Verstorbene entfaltet und konkretisiert exemplarisch diese These (224f.).

Die Stärke des Buches liegt in der Beschreibung und Analyse des gesellschaftlichen Umfeldes, das heute die Deutungen von Sterben und Tod bestimmt. Verschiedene Perspektiven entwickelt Gutmann mit Hilfe von Theologie und Ethnologie, Psychoanalyse und Sozialwissenschaften. Anregend und originell sind seine Ausführungen zu Sterben und Tod in der populären Kultur, besonders deren deutende Inszenierung in den Medien Film und Fernsehen (z. B. „Matrix“ als „Passionsgeschichte mit ausführlicher Einleitung“, 72). Sterben und Tod erscheinen „als mediales Ereignis“ (58ff.), werden in ihrer Vielschichtigkeit interpretiert und gedeutet. Um die Trauernden in ihrer Situation ansprechen zu können, bedarf es neben der Wahrnehmung ihrer Lebenssituation auch der Kenntnis ihrer Deutungsmuster. Gutmann fordert deshalb für die Trauerarbeit „Deutlichkeit in den rituellen und symbolischen Inszenierungen, in der Zusage der Verheißung (und) im Weitererzählen der biblischen Erzähltradition.“ (86) Dies schließt „eine größere Sensibilität für Aspekte im seelsorgerlichen und gottesdienstlichen Handeln der Kirche, in denen der Austausch zwischen den Lebenden und den Toten bereits präsent ist“ (185), ein.

Für die geforderte Wahrnehmung und sensible Vertiefung bestehender Verbindungen zwischen Lebenden und Toten liefert das Buch einen wichtigen Beitrag. Wer sich mit der Deutung von Sterben und Tod beschäftigt, ihre populäre Verarbeitung erlebt oder einen ungewöhnlichen Zugang zu einem stets präsenten Thema sucht, greife in jedem Fall zu diesem Buch. Es ist gut lesbar und anregend.

Martin Lückhoff

■ *Jochen Arnold: Theologie des Gottesdienstes. Eine Verhältnisbestimmung von Liturgie und Dogmatik. Veröffentlichungen zur Liturgik, Hymnologie und Kirchenmusikforschung, Göttingen 2004, Vandenhoeck & Ruprecht, 608 S.; ISBN: 3-525-57213-1*

Ein evangelischer Gottesdienst dauert rund eine Stunde, seine theologische Reflexion aber ein Vielfaches – jedenfalls bei Jochen Arnold. Er legt seine „Theologie des Gottesdienstes“ vor – zunächst einmal als dickes Buch. Das nimmt nicht wunder, geht es doch nicht um Ratgeberliteratur oder ein weiteres liturgisches ‚How-to-do‘, sondern um nichts weniger als „Eine Verhältnisbestimmung von Liturgie und Dogmatik.“

Diese entfaltet er auf rund 600 Seiten in fünf Teilen, wenn man die instruktive Hinführung hinzurechnet.

Arnold schreitet zunächst in einer beeindruckend knappen Tour de force den Horizont ökumenischer Gottesdienstkonzepte ab, um dann in einer zweiten Runde einen Gang durch die Geschichte evangelischer Gottesdiensttheologie zu unternehmen.

Breiten Raum nehmen sodann die Einzeluntersuchungen des Gottesdienstverständnisses bei Martin Luther und Peter Brunner ein. Die Würdigung Brunners ist besonders verdienstlich, da die Rezeption dieses Meisters der ‚theologischen Gelegenheitsschrift‘ bislang nicht recht in Gang gekommen ist.

Arnold entwickelt als Theologe und Kirchenmusiker seine Gottesdiensttheologie von rhythmischen Sprechakten und Gesängen (Psalm, Gebet, Segen) her. Die mit Notenbeispielen versehenen musikwissenschaftlichen Analysen entziehen sich dem Verständnis des Laien aber weitgehend.

Nach einer Kontrastierung verschiedener Abendmahlsverständnisse und deren liturgischen Konsequenzen bündelt er das Verhältnis von Gottesdienst und Theologie unter den wechselwirkenden Kategorien ‚Gabe‘

und ‚Aufgabe‘, wobei die Dynamik für Arnold festliegt: „Historisch und sachlich geht der Gottesdienst der Theologie bzw. die Doxologie der dogmatischen Reflexion voraus.“ (560)

Dem Werk ist die Begeisterung Arnolds für den Gegenstand abzuspüren. Darum gerät ihm die Struktur mitunter überkomplex („Teil IV: Der Gottesdienst als Quelle und Paradigma, Gabe und Aufgabe der Theologie“) oder er opfert die Lesbarkeit elaborierter Bildungssprache („Es hat sich gezeigt, dass die Skylla einer eucharistischen Einheitlichkeit ebenso verfehlt ist wie die Charybdis, wonach ‚Lob und Dank keine spezifischen Elemente der Abendmahlsfeier darstellen‘.“; 558).

Dennoch: Arnolds „Theologie des Gottesdienstes“ bietet einen unübersehbaren Vorteil: Sie ist kompendienartig zu gebrauchen. Wer konzentrierte Orientierung auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit sucht, wird hier insbesondere zum Gottesdienstverständnis einzelner Theologen (besonders Martin Luther und Peter Brunner) sowie den Sachthemen Segen, Doxologie und Abendmahl fündig. Ohne den Gesamtaufritt aus dem Auge zu verlieren, liegen hier doch mehr oder minder geschlossene Einheiten vor.

Was leistet nun dieses ponderable Opus über eine profunde theologische Reflexion hinaus? Es weist gerade in seiner Akkuratess auf die Theologievergessenheit vieler aktueller liturgischer Ansätze hin. Liturgik, die sich in schauspielerischer Präsenz oder in künstlerischer Ästhetisierung begründet, ist eben ihres Urgrundes nicht mehr gewärtig. Wer jedoch auf eine Auseinandersetzung mit (ja auch ernst zu nehmenden) Entwürfen ‚jenseits der Agenda‘ hofft, wird enttäuscht. Das ist schade, denn gerade das Experiment, das hochqualifizierte Werkzeug der dogmatischen Prüfung hier einmal exemplarisch anzulegen, wäre recht verheißungsvoll gewesen. So bleibt es dem Standpunkt des Lesers oder der Leserin vorbehalten, Arnolds

Werk als zukunftsweisende Standortbestimmung oder als ehrenden Nekrolog des heutigen Agendengottesdienstes zu würdigen. Der bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienene Band ist nicht eben ein Schnäppchen. Ein Sach- und Personenregister hätte der Ausstattung eines Werkes mit diesem Umfang und in dieser Preislage gut angestanden. Die hohe Qualität der Arbeit lässt Arnolds „Theologie des Gottesdienstes“ nichtsdestoweniger neben dem liturgiewissenschaftlichen auch einen publizistischen Erfolg wünschen.

Thomas Rheindorf

Praxistipp

■ *Liturgische Konferenz (Hg.): Neues Evangelisches Pastorale. Texte, Gebete und kleine liturgische Formen für die Seelsorge, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2005, 208 S.; ISBN: 3-579-05575-5*

Anfang Februar 2005 ist das „Neue Evangelische Pastorale“ erschienen. Das Buch, von der Liturgischen Konferenz herausgegeben, ist die grundlegende Neubearbeitung des „Evangelischen Pastorale“, das vielen Seelsorgerinnen und Seelsorgern seit Jahren ein nützlicher Begleiter war. Neu ist das Konzept. Neu ist insbesondere auch die Sprache. Geblieben aber ist das Taschenformat und die Grundidee: Dass Evangelische Seelsorge einen Grundbestand an Texten und liturgischen Formen braucht.

Der „Textteil“ des Neuen Pastorale – erarbeitet von einer kleinen Projektgruppe (Klaus Eulenberger, Lutz Friedrichs, Ulrike Wagner-Rau) – ist nach sechs elementaren „Gefühlsräumen“ gegliedert, die biblisch grundiert sind: *Freude* - „Ich will das Morgenrot wecken“; *Angst* - „Erhöre mich, mein Gott!“; *Trauer* - „Du hast meine Klage

verwandelt“; *Scham* - „Gott lasse leuchten sein Angesicht über dir“; *Schuld* - „Gott aber sieht das Herz an“; *Wut* - „Das Netz ist zerrissen“.

Diese „Räume“ könnte man auch als Spannungsfelder bezeichnen. So gehört zur *Trauer* die Aussicht, dass Gott *meine Klage verwandelt* oder in meiner *Scham* ist mir vielleicht geholfen, wenn ich spüre, dass Gott *sein Angesicht leuchten lässt* über mir. Für die sechs *Gefühlsräume* sind biblische und literarische Texte, Lieder, Sentenzen, Gebete zusammengestellt, die ihnen jeweils ein eigenes Gepräge geben.

Gegenüber dem bisherigen Pastorale wurde der „Ritualteil“ erweitert. Damit wird dem steigenden Bewusstsein dafür entsprochen, dass neben dem Gespräch rituelles und performatives Handeln, das Körpererfahrung und ästhetische Gestaltung einbezieht, für die Seelsorge von großer Bedeutung ist. Es werden „Kleine Liturgische Formen“ angeboten, in denen jeweils neben den traditionellen Vollzügen Anregungen für leicht nachzuvollziehende symbolische Handlungen mit schlichten Mitteln (Kerze, Stein, Wasser, Blumen) zu finden sind. Außerdem sind mehr Anlässe berücksichtigt. „Schwierige Übergänge“ nehmen Bezug auf die moderne Herausforderung, sich beständig neu und flexibel in wechselnden Lebensumständen orientieren zu müssen. Verschiedene Rituale um Tod und Trauer werden angeboten. Ein eigener Abschnitt ist der Notfallseelsorge gewidmet. Die häufige Situation des pastoralen Geburtstagsbesuches wird mit dem Element eines Segensrituals verbunden. Der Anspruch des Neuen Pastorale ist, dass es mit den darin enthaltenen Texten auch für solche Menschen zugänglich ist, die einerseits der Kirche, andererseits aber auch der traditionellen religiösen Sprache gegenüber eher abständig sind. So finden sich beispielsweise für die Situation „Schwierige Übergänge“ folgende Gebete:

Der Raum ist mir eng./ Was kommt, macht mir Angst./ Ich will es nicht./ Ich möchte es

umgehen oder wenigstens hinter mir haben./Aber ich muss hindurch./ Ich suche, was mir hilft:/ Halt, Mut, Zutrauen./ Sieh mich, Gott. Hilf mir.

Oder von Antoine de Saint-Exupery: Warum zwingst du mich,/ Herr,/ diese Wüste zu durchqueren?/ Ich quäle mich/ inmitten der Dornen./ Nur eines Zeichens aber/ bedarf es von dir,/ dass die Wüste sich wandelt,/ dass der blonde Sand/ und der Horizont/ und der

große, stille Wind/ nichts Fremdes mehr sind/ und nichts Zufälliges,/ sondern ein weites Reich,/ durch das hindurch/ ich dich erkenne.

Eine ausführlichere konzeptionelle Darstellung des Buchs ist unter dem Titel: „Das Netz ist zerrissen“ erschienen in: DtPfbI 105 (3-2005), 129-131.

Lutz Friedrichs

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Dr. Karl-Fritz Daiber, Professor em. für Praktische Theologie, Hannover,
KFDaiber@t-online.de

Dr. Wilhelm Gräb, Professor für Praktische Theologie an der Humboldt-Universität Berlin,
Wilhelm.Graeb@rz.hu-berlin.de

Dr. Thies Gundlach, Oberkirchenrat im Kirchenamt der EKD, Hannover,
thies.gundlach@ekd.de

Dr. Bertold Höcker, Pfarrer, Köln,
hoecker@kirche-koeln.de

Dr. Martin Lückhoff, Pfarrer, Bad Hersfeld,
martin.lueckhoff@t-online.de

Insa Meyer, Pfarrerin, Hans von Soden Institut, Marburg,
Insa.Meyer@web.de

Dr. Jörg Neijenhuis, Pfarrer, Schönau bei Heidelberg,
joerg.neijenhuis@web.de

Thomas Rheindorf, Pfarrer, Bad Neuenahr,
Thomas.Rheindorf@t-online.de

Dr. Traugott Roser, Wissenschaftlicher Assistent der Praktischen Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, traugott.rosen@med.uni-muenchen.de

Dr. Rolf Schieder, Professor für Praktische Theologie an der Humboldt-Universität Berlin,
rolf.schieder@rz.hu-berlin.de

Katarina Schubert, Oberkirchenrätin im Kirchenamt der EKD, Hannover,
katarina.schubert@ekd.de

Frank-Michael Theuer, Senderbeauftragter der EKD für ZDF-Gottesdienste, Frankfurt/Main,
theuer@ekd-media.de